Paed. Pr.
720.

Paed. Pr.
720

R

Dankbarkeit.

Ein

Jugendschriftchen.

Mit 12 Kupfern.

Memmingen,
in der Christoph Müllerschen Buch- und Kunsthandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die junge Lesewelt erhält hier ein zweytes Bändchen der Jugendschrift, das sich an das erste, betitelt: Liebe und Rechtschaffenheit, anschließt, — in welchem angenehme und lehrreiche Geschichten enthalten sind, die aber nicht blos vergnügen und ein angenehmes Unterhaltungsstündchen gewähren, sondern Geist und Herz bilden, und der Jugend auf ihrer jungen, noch unerfahrnen Laufbahn ein sicherer Leitstern zu einem edeln Betragen seyn, und sie vor gefährlichen, ihrer Tugend und Glückseligkeit schädlichen Abwegen, glücklich verwahren sollen.

Wenn Verfasser und Verleger, die das Werkchen noch mit artigen Kůpferchen und einem zierlichen Umschlage verschönerten, ihre Absicht erreichen, so werden sie sich zur Fortsetzung aufgemuntert sehen.

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung .... Seite 1
Was ist christliche Erziehung? 2
Eine Frage an die Mutter 10
Erweckung des moralischen Gefühls 20
Erweckung des sittlichen Urtheils 24
Ferdinand Traugott 32
Kindliche Dankbarkeit 55
Kindes-Härte gegen Eltern 62
Unglückliche Folgen der Verführung 69
Die bestrafte Verführerin 76
Zweyte Abtheilung ....
Die Blankensteinische Familie 79
Liebenzolls, Schulmeister in Bärenthal, Amtsjubiläum 96
Die schlechtdenkende Frau von Schönbrunn. 99

Des Apothekers Kernsteins Kinder 103
Der Prediger Ohrenberg 108
Meister Siegfried im Eichthal 112
Briefe von den Blankensteinischen Kindern 122
Graf Liliensteins Gesinnungen gegen das Gesinde 131
Trauriges Schicksal des Baron Naille.... 142
Karl von Klagenfurts Härte gegen seine Bediente 144
Pawlizky Menschlichkeit und Billigkeit.... 148

Erste Abtheilung.

Eleonore von Lichtenfeld mußte größtentheils selbst für die Erziehung ihrer Kinder sorgen, da ihr Mann wegen seinen überhäuften und vielfachen Geschäften sich dieser sehr wichtigen Angelegenheit nicht unterziehen konnte, ob er wohl nicht ganz unthätig und unwirksam war. Sie sah sich daher um einen gebildeten, einsichtsvollen und rechtschaffenen Hauslehrer um, nachdem ihre Kinder so weit herangewachsen waren, daß die intellectuelle Bildung derselben ihren Anfang nehmen mußte, und fand in dem Herrn Animos einen geschickten und braven Erzieher.

Was ist christliche Erziehung?

Sie dachte sich ganz richtig die christliche Erziehung als den Inbegriff aller der Anstalten, durch welche man die in der menschlichen Natur liegenden Kräfte und Fähigkeiten bey Kindern zu erwecken, zu üben, und in diejenige Uebereinstimmung zu bringen sucht, welche sie haben müssen, wenn der Mensch so vollkommen werden soll, als er werden kann. Um nun auf diese Fähigkeiten und Verhältnisse gehörige Rücksicht nehmen zu können, theilte sie die Erziehung nach dem Muster berühmter Männer, in die körperliche, geistige, bürgerliche und religiöse Erziehung ein. Alle diese Zweige berücksichtigte sie aufs beßte, und vernachläßigte keinen, nebst ihrem getreuen Gehülfen; davon bietet schon das erste Bändchen dieser Jugendschrift Beyspiele dar. Nach der körperlichen Erziehung suchte sie ihren Kindern einen gesunden und zu mancherley nützlichen Verrichtungen

brauchbaren Körper zu verschaffen, und das um so mehr, weil der Körper das Werkzeug, sowohl der Entwicklung und Vervollkommnung, als der wirklichen Thätigkeit des Geistes ist, und für diesen edlern Theil der Natur in den ersten Jahren der Kindheit nichts, oder doch nicht viel gethan werden kann. Sie hielt sich um desto mehr verpflichtet, für diesen Theil der Erziehung besonders zu sorgen, weil die ersten Jahre der Kindheit vorzüglich unter den Augen der Mutter verlebt werden. Zur geistigen Erziehung, glaubte sie, gehöre die Sorge, in der Seele der Kinder die Liebe zu allem Wahren und Guten herrschend zu machen. Weil das Kind nach und nach aus dem Stande der Bewußtlosigkeit trete, und in den Stand des Bewußtseyns übergehe, so müße die natürliche Entwicklung der Seelenkräfte befördert werden. Diese Art der Erziehung theilte sie in die Erziehung des Verstandes, und des Herzens. Zur ersten Klasse rechnete sie, daß die Erkenntnißkräfte gehörig erweckt, geordnet und

geleitet; zur andern, daß Liebe zum Guten in dem Herzen erweckt werden müße.

Unter der bürgerlichen Erziehung verstand sie: Die Bildung des Menschen zu einem nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Die religiöse Erziehung erklärte sie für die Krone der ganzen Erziehung, denn ohne diese werden die übrigen Zweige viel von ihrer Brauchbarkeit verlieren. Jene bilden den Menschen nur für die Welt allein, diese aber für die Welt und den Himmel zugleich.

Um dieses so edle, wichtige, aber auch sehr schwere Geschäfte recht gut betreiben zu können, und nichts zu verfehlen, was zum Wohle ihrer Kinder diene, so machte sie nebst religiösen Schriften, die Erziehungs-Schriften zu ihrer Hauptlectüre, und gab deßwegen dem Hauslehrer den Auftrag, ihr alle guten Bücher dieses Faches anzuzeigen. Sie war aber daneben auch überzeugt, daß alle ihre Sorgfalt und die emsigen Bemühungen des Herrn Animos nicht so gedeihen werden, wenn ihre Kinder zu oft, und mit zu

vielen Kindern Umgang hätten. Denn die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß meistens Kinder durch andere verderbt, und die beßten Eindrücke wieder ausgelöscht werden. Daher war ihr Grundsatz: daß Kinder nie ohne Aufsicht seyn sollten, sondern sich unter den Augen der Eltern, rechtschaffener Lehrer, oder anderer braven Personen befinden müßten. Sie erhob sich also durch diesen aufgestellten und stets befolgten Grundsatz über die meisten Personen ihres Standes, die sich nur selten unter ihren Kindern befinden. Nicht so handelte also Eleonore. Sie wohnte so oft, als möglich, den Lehrstunden selbsten bey, verrichtete daneben eine stille weibliche Arbeit, und gestand oft, daß sie mit ihren Kindern lerne. Die Freystunden brachten sie größtentheils an ihrer Seite zu; man sahe sie mit ihren Kindern im Garten spazieren gehen und fahren, denn sie fand ihr gröstes und süßestes Vergnügen unter denselben; daher wußte sie alles, was mit ihnen vorgieng, weil sie

mehrentheils Zeuge ihres Betragens war. Dieser beständige Umgang mit ihren Kindern war für sie, und für die Kinder sehr nützlich; sie lernte die Temperamente, und die Lieblingsbeschäftigungen derselben besser kennen, und hütete sich selbst sorgfältig vor Fehlern und Verirrungen des Herzens; sie gestand daher öfters, daß sie schon eine große Wohlthat von ihren Kindern empfangen hätte, und deßwegen müße sie ihnen durch eine sorgfältige Erziehung dankbar seyn. Wenn sie gefragt wurde, worinn denn diese Wohlthat bestehe? so war ihre Antwort: in meiner eigenen Vervollkommnung des Herzens, wozu mir die Kinder so manche Gelegenheit geben.

Nicht so war es in dem Hause des Herrn von Strohberg; da sahen die Eltern ihre Kinder, und diese jene, blos zur Essenszeit über Tafel. Weder Vater noch Mutter waren gern unter denselben, aber daher war auch ihre Liebe gegen einander sehr kalt; die Kinder hatten kein

Zutrauen zu ihren Eltern, weil sie ihnen ganz fremde waren.

Am liebsten gestattete Eleonore ihren Kindern, Gesellschaft mit den wohlerzogenen Kindern der Familie von Liebenreich und des Kaufmanns Kara zu unterhalten; das sind artige, sittsame, bescheidene und friedliebende Kinder, suchet sie zu euern beständigen Freunden und Lebensgefährten zu machen, und hütet euch sorgfältig, ihrer Freundschaft verlustig zu werden. Mit allen andern Kindern werde ich Umgang und Unterhaltung nicht gerne sehen und gestatten.

Eben so sahe sie darauf, lauter ehrbare und brafe Dienstboten zu bekommen, durch welche die Kinder nichts Schlechtes sahen und hörten; es gelang ihr, stets die beßten Dienstboten zu erhalten, weil diese Menschen-Klasse in keinem Hause der ganzen Stadt so gut behandelt wurde, als bey der Frau von Lichtenfeld. Daher kam es denn auch, daß sie mehrere Jahre in demselben blieben, und es selten eher verließen, als bis sie Gelegenheit hatten, einen

eigenen Heerd zu bekommen. Jeder ledige Pursche, jedes ledige Mädchen, jeglicher Wittwer und jegliche Wittfrau trachteten meistens darnach, die Mägde zu ihren Weibern, und die Bediente zu ihren Männern aus diesem Hause zu erhalten. In einem so guten Ruf, in solch einem großen Ansehen stand das von Lichtenfeldische Haus. Auch die Kinder dieser Dienstboten trugen die Zeichen an sich, daß ihre Eltern einige Jahre in diesem Hause zugebracht hatten; einen so allgemeinen, starken und wohlthätigen Einfluß auf einen großen Theil der Bürgerschaft hatte Eleonorens Erziehung, und ihre Einrichtung und Lebensweise in ihrem Hause. So viel kann eine edle Familie auf andere wirken! Auch in ihrem Stande, ob sie wohl im Anfange von den meisten als eine gemeine Frau geschildert wurde, ahmten einige sie nach, und fiengen an, ihr zu folgen, sich mehr um ihre Kinder zu bekümmern, als sonsten, und so wirkte sie auf Geringere und auf Höhere. So sehr sie anfänglich von manchen geflissentlich übersehen ward, so

sehr wetteiferten alle rechtschaffenen, angesehene Familien der Stadt und der Nachbarschaft, ihre Freundschaft zu erhalten, und buhlten um sie; ja sie wurde fast vergöttert. Doch würdigte sie einer innigen und ausgezeichneten Freundschaft, nur die von Liebenreichsche Familie. Ihre Kinder waren Muster gut gearteter Kinder, und jedermann begegnete ihnen mit Achtung, weil sie mit Liebe und Freundlichkeit zuvorkamen. Alle andern Kinder waren ausserordentlich gern bey ihnen, weil sie nachgiebig, friedliebend und heiter waren, und nie Anlaß zu Kinderstreitigkeiten gaben. Arme Kinder begleiteten sie, und dienten ihnen, weil sie gern wohlthätige Gaben ausspendeten, und sie nicht verächtlich behandelten. Alle wetteiferten, ihnen zu dienen, weil sie sich freuten, wenn sie andern dienen und und gefällig seyn konnten. Jedermann wünschte solche Kinder zu haben.

Eine Frage an die Mutter.

Einstens fragte Henriette ihre Mutter: Warum ist doch jedermann der Amalie von Liebenreich, die — mit Wahrheit zu sagen — nicht schön ist, die Natur hat sie stiefmütterlich behandelt, so hold? warum sind auch wir Kinder am liebsten bey ihr? woher kommts, daß alle der Emilie Kara, der Kaufmannstochter in der Nelkenstraße, gewogen sind? da wir hingegen erschrecken, wenn Dorchen von Habrecht erscheint, oder wir neben sie kommen, und jede Freude gleich verstummt, wenn sie in unserm Zirkel ist. Das solltest du dir wohl selbsten erklären können, erwiederte die Mutter. Ja, es ist wahr, Amalie von Liebenreich nimmt es nicht übel, wenn wir ihr schon manchmal widersprechen, und nicht immer die Spiele treiben, die sie vorschlägt; auch wird sie gar nicht böse, wenn ich z. E. ihr schon nicht zuerst den Thee anbiete, ob sie wohl die älteste und vornehmste unter uns ist. Aber

Dorchen spricht gleich: Ich mache kein andres Spiel, als dieses, welches ich vorschlage, oder schmollt alsobald, wenn einer andern der Thee vor ihr gereicht wird. Siehe Henriette! Amalie bedarf keiner äußern und fremden Ehre; sie ist an eigener Ehre reich, die jeder bemerkt, und deßwegen wird sie auch so hoch geschätzt; ihre anspruchslose Bescheidenheit macht sie gefällig, und verschafft ihr allgemeine Achtung; ihre Nachgiebigkeit kettet die Freundinnen so fest an sie; ihr froher, munterer Sinn zieht sie an alle, so daß sich jedermann für sie recht intereßirt. Bey allen ihren Vorzügen, die sie besitzt, ist sie doch nicht stolz, trägt sie nicht zur Schau, braucht sie nicht zur Verachtung Anderer, wie die Hochmüthige, bettelt nicht um Beyfall und Lob, geht nicht darauf aus, daß man ihr Weyhrauch streue, wie die Eitle, will nicht Andere verdunkeln, wie die Eigenliebige; durch ihr Betragen wird Niemand gekränkt, gedemüthiget, noch weniger beleidigt, wie die Ehrgeitzige thut. Emilie Kara wird deßwegen liebgewonnen, und

erhält alle Achtung, weil sie auf ihre Schönheit so wenig, als auf den Reichthum ihres Vaters — denn du wirst schon gehört haben, daß er der reichste Mann in unserer Stadt sey — stolz ist. Lobt sie ein Schmeichler wegen ihrer Schönheit, so spricht sie: für Schmeicheleyen habe ich kein Ohr; glaubt ein anderes Mädchen sich bey ihr zu insinuiren, daß sie ihr ein hübsches Wort wegen ihrer Schönheit sagt, so erwiedert sie: ich halte Sie für schöner, doch Schönheit ist verwelkend! Wird sie die reiche Emilie genannt, so zeigt sie auf ihre spärliche Börse, und sagt: ich glaube, Sie besitzen mehr Geld, als ich; spricht man, ihr Vater sey reich, so entgegnet sie, das weiß ich nicht. Man liebkoset sie, zieht sie hervor, weil sie sich nicht hervordrängt. Das sind Mädchen, Henriette! verscherze ihre Freundschaft nicht! obgleich Amalie von Liebenreich von einem sehr vornehmen Stande ist, nach unserer Sprache zu reden, so kennt sie die Wahrheit: nicht Erbrecht, noch Geburt, das Herz macht groß und klein! so denkt sie doch

von keinem andern Menschen verächtlich, weil sie weißt: wer Andere ehrt, der ehret sich selbst! sich eines Menschen schämen, heißt: sich selbst verachten; und sich Gottes, seines Schöpfers schämen, das ist große Thorheit und Versündigung! Emilie Kara spricht und geht auch mit dem ärmsten Mädchen, weil sie gelernt hat, Geld und Gut sind zufällige Güter, und Herablassung mache den Menschen beliebt. So eben erinnere ich mich folgender Geschichten: Albert, der Sohn eines Ministers, sah mit schnöder Verachtung auf andere Jünglinge seines Standes, höhnte und verlachte sie bey jeder Gelegenheit, und ließ sie fühlen, daß er der Sohn des ersten Ministers sey; dieß kränkte jene, da ihre Väter doch auch nicht ohne Verdienst waren, und sie, die Jünglinge, sich doch ebenfalls bemühten, ihre Jugendjahre gut und zweckmäßig anzuwenden, und sich zu dereinstigen nützlichen Staatsbürgern zu bilden; während der stolze Jüngling dieselbe in üppiger Trägheit verschleuderte, hoffend, sich doch einstens durch seinen

Vater zu schwingen, und über jene auch alsdann zu herrschen. Je mehr er merkte, daß sie über sein Betragen empfindlich wurden, desto insolenter ward er gegen sie, weil er sich durch seinen Vater für geschützt hielt, der aber die Aufführung seines Sohnes, wäre sie ihm vor Ohren gekommen, sicher gemißbilliget hätte, denn sein Vater gehörte zu denjenigen Dienern des Staats, die es mit dem Fürsten und den Unterthanen gleich gut meinen. Von allen Seiten zog er sich Mißfallen zu, und der Haß gegen ihn gieng zuletzt auf seinen Vater über. Einige Väter der geneckten Jünglinge wurden durch ihn zu sehr gereitzt, so daß sie sich vereinigten, den Minister zu stürzen. Dieser merkte gar bald einiges Zurückhalten in den Gesinnungen des Fürsten, konnte sich aber diese Veränderung nicht erklären; indessen fuhr er fort, seine Grundsätze zu verfolgen, und sich durch nichts erschüttern zu lassen, bewußt seiner Treue und Rechtschaffenheit. Ein paarmal mußte er dem Fürsten widersprechen, das sonst nicht nöthig

war. Endlich bekam er ganz unvermuthet seine Dimission. Der Minister ward darüber betreten, und auch etwas verlegen, weil er kein eigenes so großes Vermögen hatte, daß er hätte auf dem alten Fuße fortleben können, auch war das Ruhegehalt nicht so glänzend; er zog sich daher in die Einsamkeit, entfernt von der Residenzstadt. Der Kummer, verkannt geworden zu seyn, und die Verläumdung, treulos am Fürsten und dem Staat gehandelt zu haben, — die aber erst nach seinem Tode sich als verläumderische Aussagen zeigten, nagten an seinem Leben, und er endigte bald darauf dasselbe. Der Sohn, welcher auf ein großes Erbgut rechnete, mußte das wenige Vorhandene der Wittwe Mutter, so lange sie lebte, überlassen, und dann noch unter mehrern Geschwistern theilen. Er war nun genöthiget, sich um eine Anstellung zu bewerben, konnte aber nur ein Schreiber in einer Kanzley werden, und mußte noch dazu unter einem solchen Chef stehen, mit dem er aufgewachsen war, und den er noch kurze Zeit vorher, als übermüthiger,

stolzer Mensch verhöhnte; so ward er die Ursache des Sturzes seines Vaters, und seiner eigenen Dunkelheit.

Das Schicksal rächte sich auch nachher an dem eitlen und ehrsüchtigen Dorchen, die, so lange noch ihre Eltern in guten Umständen lebten, kein anderes Mädchen eines freundlichen Blickes würdigte, und ganz der Eitelkeit fröhnte. Ihr Vater mißbrauchte das Glück, überließ seine Handlungsgeschäfte fremden Personen, die sich bereicherten und seine Armuth beschleunigten. Mit leeren Händen mußten sie ihren eigenen Heerd verlassen, und Dorchen, das noch zum Glücke ihre Eltern in schönen weiblichen Arbeiten hatte unterrichten lassen, mußte als Putzmacherin ihr Brod zu verdienen suchen, wo sie genöthiget ward, mit freundlicher Leutseligkeit Andern zu begegnen. Seht, Kinder! so straft der Mensch sich selbst! Die Wenigsten hatten noch dazu anfänglich mit dem Sohne des Ministers, und mit Dorchen Mitleiden; nur durch Aenderung ihrer Gesinnungen und ihres Betragens brachten

sie es dahin, daß die Mehrsten mit ihnen ausgesöhnt wurden. Besonders Dorchen wurde eine ganz andere umgebildete Person, und ihre erlittene Erniedrigung diente zu ihrer Erhöhung, daß sie wieder in Achtung und Gunst kam. Sie hatte, weil sie im Grunde ein sehr gebildetes und belesenes Frauenzimmer war, wiederum Zutritt in den vornehmsten Häusern, aus denen sie einige Zeit ausgeschlossen war. So stolz sie in jüngern Jahren war, so leutselig zeigte sie sich nun; es rechtfertigte sich an ihr der Ausspruch: Noth lehrt beten. Von nun an fehlte es ihr nicht an hinlänglichem, reichlichem Unterhalt, so daß sie ihre leidende Mutter und die bedürftigen Geschwister kräftig unterstützen konnte. So weiß Gott auf verschiedene Art, und durch mancherley Wege den Menschen zu seiner Selbstbesserung zu leiten, und wohl dem Menschen, der diese Mittel seines beßten Erziehers zu seinem Wohle benutzt! Auf solche Art löschte Dorchen alle ihre jüngern Fehler aus, so daß man ihrer gar nicht mehr gedachte. Zieht euch, ihr Kinder!

die Lehre daraus, dem gebesserten Menschen seine frühern Fehler niemalen vorzurücken, und ihn dadurch zu kränken! sondern die ihm wegen seiner Besserung gebührende Achtung zu erzeigen, und ihn in derselben immer mehr zu bestärken!

Eleonore von Lichtenfeld, die eine trefliche Erziehung genoßen hatte, welche sich jetzt vorzüglich, da auch sie Mutter war, in ihrer schönsten Herrlichkeit und Nutzbarkeit zeigte, ward durch eigene Aufmerksamkeit und Erfahrung immer fester überzeugt, daß schon in den zarten jugendlichen Seelen, nicht bloß bey den Erwachsenen und Gebildeten, ein sittliches Gefühl sich rege; daß jedes Kind schon fähig sey, Freude und Wohlgefallen zu empfinden, wenn es von den Eltern und den Lehrern, wegen seines artigen Betragens gelobt; aber auch Unlust fühle, wenn es wegen seines unartigen Verhaltens von denselben getadelt wird. Das Kind selbsten schon empfindet oft in seinem Innern: Das ist Recht; jenes Unrecht, ohne die Gründe davon zu wissen, und sich dieselben ganz deutlich erklären zu können.

Sagt dem Kinde sein jugendliches Gefühl: Hier hast du Recht gehandelt, und erhält es den Beyfall der Verständigen, so lernt es sich selbsten achten; aber spricht sein Inneres das Urtheil der Mißbilligung aus, und erfährt es noch dazu diese von Vernünftigen, so schämet es sich.

Eben so glaubte Eleonore, daß dieses Gefühl allerdings der Ausbildung fähig und bedürftig sey. Wie jede Kraft zunimmt, so kann auch dieses Gefühl verfeinert werden. Je mehr Gegenstände man kennen gelernt, desto erweiterter wird das Gefühl; je treffender die Urtheile sind, desto richtiger wird das Gefühl. Diese Kultur und Ausbildung ist um so wichtiger, weil die ganze Ausbildung des Menschen sonsten mangelhaft bleibt, und weil öfters ein reines, sittliches Gefühl ein Hauptantrieb moralischer Handlungen ist. Je inniger, zarter und richtiger dieses Gefühl ist, desto reiner, geläuterter und gediegener sind auch die Handlungen. — Dieß das Raisonement Eleonorens über das sittliche Gefühl;

daher suchte sie auch bey ihren Kindern dasselbe zu wecken und zu bilden; und benutzte auch hier ihr Mittel, ihren Zweck zu erreichen, die Geschichte; daher sie denn ihre Kinder im schönen Reihen, der sich an den Abenden um sie sammelte, mit Erzählungen edler Handlungen unterhielt; sie stieß unter anderm auch auf folgende Erzählung:

Erweckung des moralischen Gefühls.

Durch einen lang verheerenden Krieg wurden die Leute des Landes, in welchem viele Jahre der Schauplatz desselben war, sehr arm, so daß selbst die vorher wohlhabenden Bauern genöthiget waren, bald diese, bald jene Fahrt mit ihrem Gespann zu machen — wozu sie sonsten aus guten Gründen keine Freude hatten — um sich etwas zu verdienen. Michael Thuhart hatte das Unglück, von den feindlichen Truppen ein paarmal ausgeplündert zu werden, und nach einem starken

Gewitter mit betrübtem Herzen fast nichts zu erndten, als vom Hagel zerschlagenes Stroh, so daß er dasselbe ganze Jahr, das für ihn sehr hart gewesen war, das Brod kaufen mußte; und noch dazu durch den vielen Vorspann im Kriegswesen zwey seiner schönsten Pferde verlor. Es war nicht anders, als ob das Unglück sich in höchster Masse nur über ihn ausgießen wollte. Er vermochte nun nicht mehr junge, gute Pferde sich anzuschaffen, und mußte nur alte, ausgearbeitete, weil sie wohlfeil waren, kaufen. Mit diesen sah er sich gezwungen, ausser seinen Feldarbeiten, auch sonsten noch auf der Straße sich etwas zu verdienen. Einstens machte er in der Stadt eine Ladung, die freylich über seiner Pferde Kräfte war, die Noth drang ihn dazu, denn nach ein paar Tagen hatte er herrschaftliche Abgaben zu entrichten, und der Beamte war überdieß ein gar zu harter Mann, der keine Nachsicht hatte, und nicht zuwartete, sich wohl gar sogleich durch Wegnahme eines Stückes Vieh aus dem Stalle bezahlt machte. Karl fiel

der Mutter in die Rede: ja, muß denn der Beamte auch gleich so scharf seyn? er könnts dem armen Bauren ja wohl schenken. Dieß könnte er zwar wohl, erwiederte die Mutter, nur müßte er alsdann die Abgabe von seinem Eigenen ersetzen, weil diese dem Landesherrn zugehört. — Als, fuhr die Mutter fort, der Bauer ein kleines Stündchen mit vieler Mühe und fast erschöpften Kräften seiner Thiere zurückgelegt hatte, so unterlag ein Pferd der Last, und fiel ermattet hin. Ein vorbeyfahrender Kutscher mit drey Pferden, der dem nächsten Dorfe zufuhr, wird von ihm freundlich angesprochen, nur bis zum Dorfe mit einem Pferde ihm vorzuspannen und fortzuhelfen. Umsonst fleht er; es donnert vielmehr aus der Kutsche eine Stimme: fort! fort! der Abend rückt heran. Er ist noch am gleichen Orte, denn um keinen Schritt brachte er die Pferde weiter. Er blickt vor und hinter sich, ob er Niemanden gewahr werde, den er um Hülfe anrufen könnte, erblickt rückwärts endlich ein Fuhrwerk; er

Gez. v. J. Voltz.   Gest. v. J. G. Laminit.

Er wird erhöret.

wünscht in seinem Herzen, daß der Fuhrmann desselben barmherziger als jener wäre; schon will die Hoffnung ihm entfallen, weil dieser ein nicht viel besseres Gespann, als er, am Wagen hatte, doch spricht er ihn um Hülfe an; er wird erhöret, die Pferde werden vom leeren Wagen abgespannt, und bis ins Dorf wird der schwere beladene Wagen ganz langsam fortgeschleppt. Als er darauf den Dienst bezahlen wollte, versetzte jener ihm: Findest du mich einstens in der Noth, so hilf mir auch! dieß sey mein Lohn, ich lasse einen solchen Dienst, ob ich wohl Geld auch nöthig habe, mir nicht bezahlen. — Das war ein braver Mann! rief Henriette aus, es heißt: hilf deinem Nächsten in der Noth. Nicht wahr, Mutter! wären wir vorbeygefahren, unser Georg hätte den Wagen holen müssen! wir hätten den Mann nicht in der Noth stecken lassen. — Die Mutter erreichte ihren Zweck, moralisches Gefühl erweckt zu haben.

Erweckung des sittlichen Urtheils.

Eleonore wollte nicht blos, daß nur in den Seelen ihrer Kinder ein feines moralisches Gefühl sich rege, sondern sie suchte auch bey denselben es dahin zu bringen, daß sie eine Handlung richtig abmeßen, und gehörig beurtheilen lernten. Um zu erfahren, wie ihr natürliches moralisches Urtheil beschaffen sey, in wie weit sie demselben zu Hülfe kommen, es berichtigen und verfeinern müsse, legte sie ihren Kindern folgende Geschichten vor:

Ein König in der grauen Vorzeit war mit einem benachbarten Staat in einen schweren Krieg verwickelt. Die feindlichen Truppen waren den Seinigen an Uebermacht weit überlegener, und der Ausgang des Kampfes also sehr zweifelhaft; ja viele von seinen Leuten glaubten fest, daß sie unterliegen müßten, besonders, weil der Feind noch dazu eine sehr vortheilhafte Stellung, auch den allerwichtigsten

Posten bereits schon weggenommen hatte. Der König wich auf Anrathen seines Kriegsraths einer förmlichen Schlacht aus, wodurch aber der Feind auf die Verzagtheit desselben schloß, und immer muthiger ward. Der König wünschte indessen aus seiner kritischen Lage zu kommen. Dieses konnte aber nicht anders geschehen, als wenn der Feind aus seinem wichtigsten, gefaßten Posten vertrieben würde; daher ließ er unter seinem Heere anzeigen, daß derjenige Offizier, welcher mit seinen Leuten es wage, diese Unternehmung auszuführen, zum General erhoben, und seine Leute königlich beschenkt werden sollten, weil die Wegnahme dieses Plazes den Muth des Heeres beleben, und einen entscheidenden Sieg über die Uebermacht der Feinde herbeyführen würde. Ein Hauptmann, der schon längstens General zu seyn verdiente, und sich zu andern Zeiten, durch Entwerfung wohldurchdachter Plane, und geschickter Ausführung derselben, auf's rühmlichste auszeichnete, versammelte um sich seine Kompagnie, und munterte sie zur Ausführung dieses Unternehmens

auf, das sicher gelingen werde, weil einer seiner Freunde, ein anderer Hauptmann, ihn zu unterstützen versprach. Er läßt dem Könige seinen und seiner Leute Entschluß melden, der die Genehmigung nicht verweigerte; aus Vorsicht, im Nothfall zur Unterstützung, werden noch mehrere Truppen beygegeben. Es gelingt ihm durch einen Umweg, der dem Feinde ganz unbekannt war, den von demselben besetzten Posten rückwärts anzugreifen, doch muß nach seiner Anordnung der Angriff von Vorne geschehen. Unvermuthet geschiehet derselbe, nur etwas zu früh, ehe im Rücken alles gehörig angeordnet war, daher es im Anfang schien, besonders da die Feinde tapfern Widerstand leisteten, und alle Vortheile auf ihrer Seite hatten, als mißlinge die Unternehmung; als aber auch von hinten der Feind sich bedrohet und angegriffen sah, was er gar nicht vermuthete, ja wohl für unmöglich hielt, so war der Platz für ihn verlohren. Nach glücklicher Wegnahme desselben beginnt allgemein der Angriff, den der Feind nicht erwartete, und er wird glücklich in

Gez. v. T. Voltz. Gest. v. I. G. Laminit.

Unvermuthet geschiehet der Angriff.

die Flucht geschlagen, ein glänzender Sieg erfochten, so daß der friedliebende Nachbar von seinem feindselig gesinnten lange Zeit nicht mehr beunruhigt wurde. Die Truppen werden dem Versprechen gemäß königlich beschenkt; einige Militairs, die sich besonders auszeichneten, befördert. Mit Recht hofft nun auch der Anführer derselben auf seine versprochene Beförderung; aber vergeblich, und als er es wagte, den König an sein Versprechen zu erinnern, erhält er die Antwort: Nicht er allein verdiene den Ruhm und folglich auch die Belohnung; das Unternehmen wäre mißlungen, wenn nicht der Hauptmann Sp. mit seiner Kompagnie zu Hülfe geeilt wäre, dieser sey daher billig zum General, er aber — dem der König, doch ohne Ursache, nicht gewogen war — aus besonderer königlicher Gnade zum Major ernannt. — Pfui! riefen insgesammt alle Kinder, dieser König hat sein Wort nicht gehalten! — Eine ähnliche Geschichte, fügte die Mutter hinzu, erzählt uns das schönste Buch, das wir haben, die Bibel, vom Saul und vom David. —

Dieser neue Major aber verlangte seine Dimission voller Unwillen über seine Zurücksetzung. Diese erfuhr der benachbarte Hof, und ließ dem abgedankten Major unter sehr vortheilhaftesten Bedingungen und den schmeichelhaften Versprechungen ein Commando bey seiner Armee anbieten. Der Major williget ein, und wird also gleich kommandierender General, der in der folgenden Zeit, als wieder ein neuer Krieg ausbrach, seinem ehemaligen Vaterlande großen Schaden zufügte; er schlug nemlich das Heer seines vorigen Königs, und hätte beinahe denselben selbst gefangen. Durch diese unglückliche Schlacht verlohr dieser König einen beträchtlichen Theil seiner Länder. Zu spät bereute er nun seine vorige begangene Ungerechtigkeit an diesem Offizier — Alexander fällte hiebey das Urtheil, daß der genannte Offizier doch auch nicht schön an seinem ehemaligen Vaterlande gehandelt habe, indem er demselben einen so großen Schaden, aus Rache gegen den König zugezogen habe, denn das Vaterland seye doch an der begangenen Ungerechtigkeit des Königs völlig

unschuldig gewesen. Die Mutter konnte dieses Urtheil nicht ganz mißbilligen, und auch der Hauslehrer mußte in gewisser Rücksicht beypflichten.

Die andere Geschichte, welche die Mutter erzählte, um das moralische Urtheil ihrer Kinder zu vernehmen, war folgende:

Es war an dem Abend eines schönen Sommertages, an welchem einige junge Knaben, mit Erlaubniß ihrer Eltern die frische Luft auf den Wiesen nach einer lang angehaltenen Regenzeit genießen, und sich auf eine bescheidene und anständige Art belustigen durften. Einsmals fiel es einem unter denselben, Namens Gustav, ein, sich in dem nahe vorbeylaufenden Flusse zu baden; er ermunterte daher zu diesem Vergnügen auch alle seine Kameraden, die unbedachtsam einwilligten, bis an Friedrich, welcher dazu sich nicht verstand, indem seine Eltern weislich ihn vor dem Baden nach einer Regenzeit warnten, weil das Wasser theils zu tief, zu trübe und theils zu kalt wäre, und daher das Bad der Gesundheit nachtheilig, statt heilsam und stärkend sey. Eingedenk dieser

wohlmeinenden Ermahnung, und gewohnt, auch abwesend den Eltern zu gehorchen, gieng er bloß am Gestade des Ufers spazieren. Gustav spottete seiner, Friedrich aber erwiederte: Er fürchte nur, er möchte zu spät sein unzeitiges Baden bereuen. Aus Verwegenheit entfernt sich jener zu weit vom Ufer und begiebt sich zu tief in den Fluß. Plötzlich reißt ihn eine Welle weg, er arbeitet mit allen Kräften, um das Ufer zu erreichen, ist aber noch zu unerfahren im Schwimmen, und nicht im Stande, sich zu retten. Er siehet seinen Untergang vor Augen, ruft um Hülfe, alle seine Kameraden erhoben ein klägliches Jammergeschrey! Friedrich war indessen schon in aller Eile, als er die Gefahr bemerkte, in einen nahe gelegenen Garten gesprungen, sah sich nach dem Gärtner um, und bat ihn flehentlichst, doch eilend und ungesäumt, einem seiner Freunde, der in Gefahr sey, zu ertrinken, zu Hülfe zu kommen. Der menschenfreundliche Gärtner verweilt sich nicht lange, und noch zu rechter Zeit erscheint Friedrich mit dem Retter, denn schon ein parmal sank Gustav

Gez. v. I. Voltz. Gest. v. I. G. Laminit.

Zu rechter Zeit erscheint der Retter.

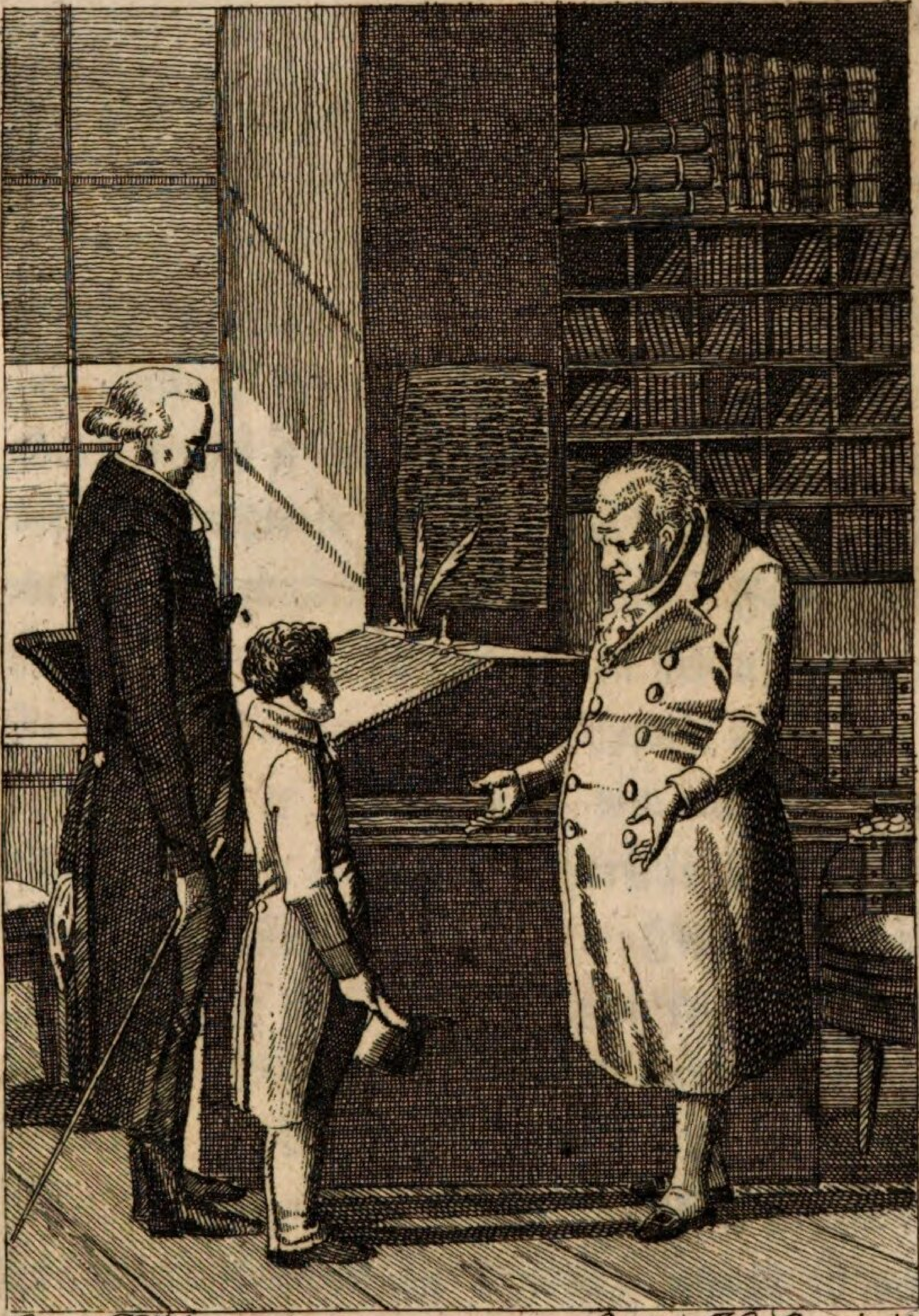
und kam wieder hervor; ohne augenblickliche Hülfe wäre er allerdings verlohren gewesen. Die andern Jünglinge lobten den Friedrich, daß er nicht mit gebadet habe, Gustav ward zwar gerettet, aber er mußte seinen Leichtsinn schon büßen, indem er sich durch das unzeitige Baden und durch seine Frechheit eine gefährliche Krankheit zuzog. Als Friedrich ihn besuchte, nannte ihn Gustav den Retter seines Lebens, und dankte ihm dafür mit heißen Thränen. Du siehest also, erwiederte Friedrich, wie gut es war, daß ich deiner Einladung zum Baden nicht folgte, und deinen Spott nicht achtete. Dieser versprach ihm: in Zukunft seinen Warnungen zu folgen. Was urtheilet nun ihr, meine lieben Kinder! hievon?

Frömmigkeit, unbescholtener Wandel, treue, unerschütterliche Anhänglichkeit an Gott, fester Glaube an seine, alles wohl machende Vorsehung, auch mitten unter den Stürmen des schwarzen Schicksals, selbst dann, wann sich alles gegen den Menschen zu vereinigen scheint, und ihn von Gott abwendig machen will, sagte Eleonore von

Lichtenfeld zu ihren Kindern, ist die beste Schutzwehr in aller Noth, die den Menschen treffen kann, und läßt ihn nicht zu Schanden werden. Ihr kennet den Kaufmann, Ferdinand Traugott, in der Stadt eures Grosvaters. Dieser durch so mancherley Schicksale bewährte, und durch so viele Leiden, aber auch durch wunderbahre Errettungen aus denselben grau gewordene, und izt glückliche Greis, sey euch Kindern, am Abend seines Lebens, das lebendige Beyspiel davon. Höret mich! ich will euch seine Lebensgeschichte hier kürzlich mittheilen.

Ferdinand Traugott, der Sohn eines frommen Landpfarrers, erzogen in aller Gottseligkeit, angehalten zu allem Guten, gebildet zu allem Edlen und Schönen, hatte mehr Neigung zur Kaufmannschaft, — die auch der kluge Vater nicht unterdrücken wollte — als zum Studiren. Als ich, erzählte er uns sehr oft, das 14. Jahr zurückgelegt hatte, sahe mir mein Vater in der benachbarten Stadt um einen Plaz, und zwar bey einem Anverwandten von meiner Mutter,

pag. 33.



Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. G. Laminit.

Ich musste froh seyn, dass mich Hartmann annahm.

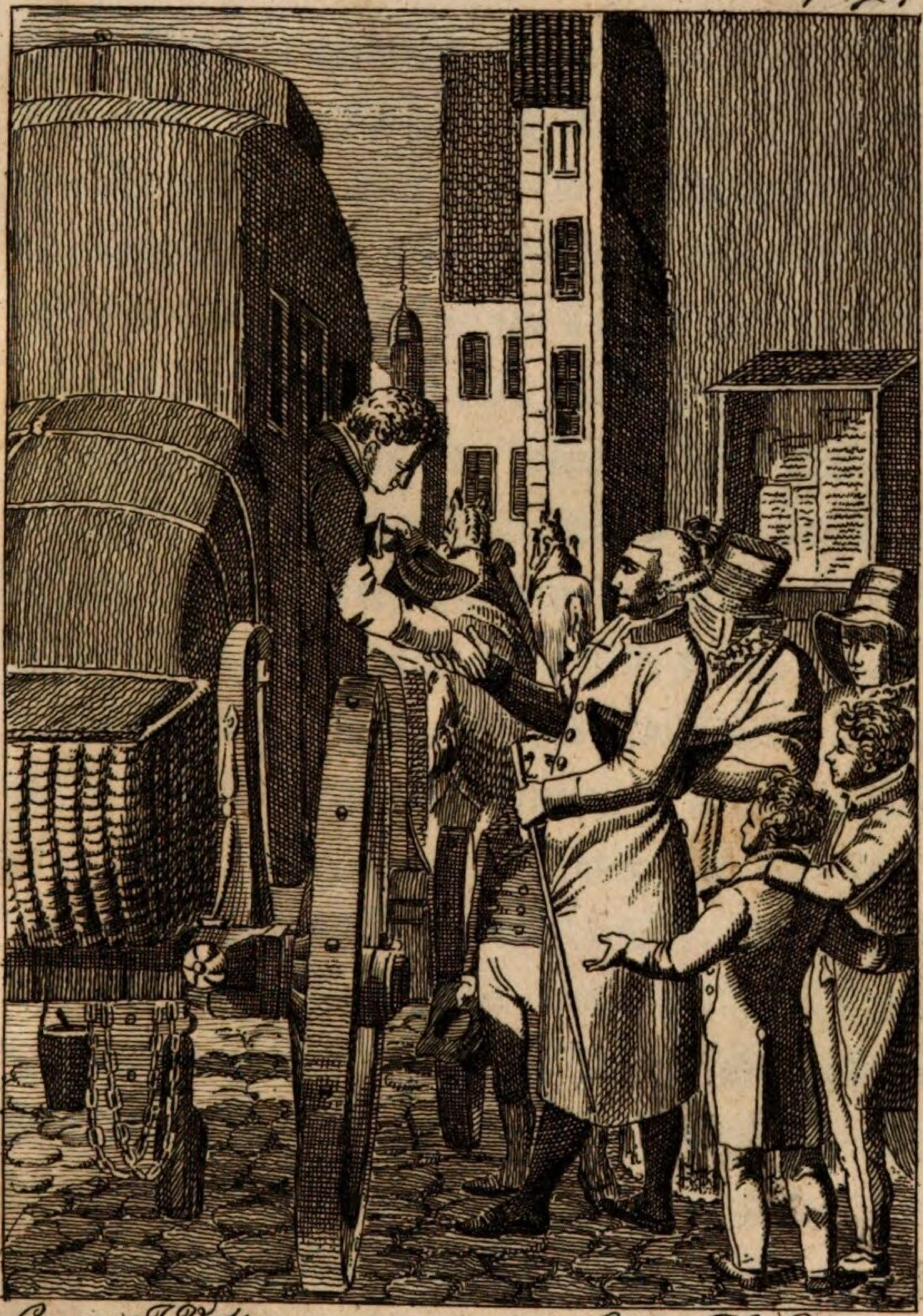
der aber als ein etwas harter und genauer Mann bekannt war; weil aber meine Eltern bey mehrern Kindern, die sie hatten, kein Lehrgeld, oder Pension bezahlen konnten, so mußte ich froh seyn, daß mich Hartmann annahm. Nachdem mein Vater mich bey ihm einführte, und sich verabschiedete, so machte er mir erst meine Lebensweise und meine Laufbahn bekannt: Fünf Jahre, Ferdinand, hat er bey mir, als Lehrling, zu stehen, und ein Jahr, als Diener, gegen ein Salair von ƒ 50.; dann, wenn er sich gut hält, will ich ihm schon eine anständige Condition außerhalb verschaffen. Als Lehrling sind seine Geschäfte: Frühe des Morgens mit der Magd im Hause aufzustehen, den Laden und das Comptoir zu säubern und zu ordnen, dann auf der Post die Zeitungen und Briefe zu holen, und sie mir auf mein Schreibpult zu legen, die Briefe reinlich zu kopiren, schnell in der Ausführung aller Aufträge zu seyn; nie sich vom Hause zu entfernen, ohne meine Erlaubniß; alle Sonntage einmal in die Kirche zu gehen, und alle 4 Wochen will ich ihm erlauben, seine Eltern

zu besuchen; das Rechnen will ich ihn schon lehren, aber das Französische mag er bey einem Sprachlehrer lernen, und zwar des Morgens von 7—8 Uhr; Bekanntschaften mit andern Lehrjungen gestatte ich nicht; meiner Tochter, diese war ein 12jähriges Mädchen, soll er mit Achtung und Ehrerbietung begegnen, und was sie von ihm will und verlangt, befolgen. Dieß, junges Vetterchen, ist nun seine Lebensweise, kann er sich in dieselbe nicht fügen, so suche er sich einen andern Platz. Beym zweiten Fehler, den er macht, jage ich ihn ohne weiters fort. Bange ward es mir ums Herz, und ich rafte alle meine Sinnen zusammen, um ja keinen Fehler zu begehen. Des Nachts, ehe ich mich zu Bette legte, bat ich Gott um Weisheit, Klugheit und Geduld. Nichts konnte ich dem Manne recht machen, so wunderlich war er, und stets glaubte er, ich hätte einen Auftrag schneller beendigen können, als es mir möglich gewesen ist. Doch ich fügte mich in ihn, denn ich merkte wohl, daß ich doch etwas bey ihm lernen könnte. Wollte mich je zuweilen meine selige Mutter

bedauern, daß ich es hart hätte, denn Nachbars-Leute schilderten ihr oft meine Lage noch schlimmer, als sie wirklich war, so zeigte ich mich doch mit meinem Loos zufrieden, und suchte mich mit Geduld in die wunderliche Laune meines Herren zu fügen, denn er hatte doch auch seine guten Eigenschaften, wenigstens hielt er auf Ordnung, welche wirklich die Seele in allen Geschäften ist, und lehrte mich die Kaufmannswissenschaft nicht so mechanisch, sondern gab mir wirklich Anleitung dazu, auch durfte ich mich bey ihm niemalen über einen magern Tisch beschweren, denn nie hatte ich denselben mit hungrigem Magen verlassen dürfen. Daneben wollte mir seine einzige Tochter, in die ich mich ebenfalls zu schicken und mich ihr gefällig zu machen suchte, auch gut, und durch sie wurde mir der Aufenthalt ziemlich erleichtert; so verstrichen nun mir meine 5 Lehrjahre, in denen ich an Herrn Heilmann, der als Bedienter im Hause stand, einen braven, guten Freund fand, welcher sich vor vielen seiner Brüder vortheilhaft auszeichnete. Bald sahe ich mich am

Ende meiner Laufbahn in Herrn Hartmanns Hause; gegen das Ende des 6. Jahres, in welchem ich mich mit dem kleinen Salair begnügen mußte, sahe ich mich selbst um einen guten Platz um, nud konnte mich ohne Scheu, da ich mir eine gute Handschrift anschafte, auch im Französischen, Italienischen und Englischen mir Fertigkeit erworben hatte, bey guten Plätzen empfehlen. Auch mein bisheriger Herr Prinzipal sahe mir um einen Platz, nur daß ich es viel früher schon gethan hatte, als er. Zum Glücke für mich kam am nemlichen Tag, als Herr Hartmann Briefe erhielt, auch an mich ein Schreiben aus Hamburg an, das mir einen vortheilhaften Ort zusicherte. Herr Hartmann machte große Augen darüber, und erklärte mir, daß er auch für mich einen artigen Platz in der benachbarten Stadt habe; aber er mußte mir selber Hamburg anrathen. Der Abschied aus seinem Hause, in welchem ich 6 Jahre zubrachte, fiel mir doch etwas schwer, zumal da Marie, die einzige Tochter, ziemlich darüber betrübt war, die mich, doch ohne Wissen

pag. 37.



Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. G. Laminit.

Lebet wohl!

ihres Vaters, reichlich ausstattete, und welche mir auch nicht gleichgültig war; sie schied mit den Worten von mir: Ferdinand! vielleicht sehen wir einander bald wieder! Aber schwerer ward mir der Abschied von meinen Eltern und Geschwistern; es war, als ob eine geheime Stimme mir sagte: du siehest eins von deinen Eltern zum letztenmal. Mein seliger Vater nahm mich am Vorabende meiner Abreise auf sein Zimmer, und legte zum letztenmal wichtige Worte in meine Seele, die mit solchen Buchstaben sich einschrieben, daß sie unauslöschbar waren, und noch darinnen unvergeßlich ruhen; der gute Vater! ich sahe ihn, ich bat mit ihm zum letztenmal! Bis in die Stadt begleitete mich das ganze elterliche Haus, der Postwagen fuhr an, schnell warf ich mich in denselben, und winkte noch einmal ein Lebet wohl! den Meinigen zu! Am dritten Tage meiner Reise hätte ich unterwegs ein paar Tage müßen liegen bleiben, bis der Postwagen abgefahren wäre, was mir unangenehm gewesen wäre; ich nahm daher das Anerbieten eines Musterkartenreiters gerne

an, mit ihm fahren zu können. Seine Unterhaltung im Wagen mit mir gefiel mir aber nicht, noch weniger seine Aufführung in der nächsten bedeutenden Stadt. Als wir ankamen, eilten die Menschen in großer Maße in eine Komödie; er munterte mich auf, auch in dieselbe zu gehen; ich fand einen großen Unterschied zwischen den Acteurs dieser Gesellschaft, und den herumziehenden, die zuweilen auch die Stadt beehrten, wo ich meine Lehrjahre zurücklegte; ich mußte nemlich damals Marie einigemal dahin begleiten. Nach eingenommener Abendmahlzeit und nach Verfluß eines Stündchens in der allgemeinen Gaststube begab ich mich auf mein Schlafzimmer, bald darauf erschien auch mein Reisegefährte, mit einem Frauenzimmer an der Hand; ich schaute sie an, und erkannte bald durch ihren frechen Anzug, daß sie unter die Menschen gehöre, vor denen mich Herr Heilmann und mein seliger Vater so ernstlich warnten. Soll ich Ihnen meine Schwester rufen? redete sie mich an; ich aber dankte für dieses Anerbieten, und begab

mich nochmalen auf eine kurze Zeit in die Gaststube. Als ich nun zum zweitenmal das Schlafzimmer öffnete, so sahe ich wohl — stellte mich aber ganz unwissend — wie die Dirne mit meinem Reisegefährten das Bett getheilet hatte. Ruhig überließ ich mich dem Schlafe, mit dem Vorsatze, recht früh zu erwachen, und meine Reise fortzusetzen, welches auch geschah. Ich dachte auf meiner Reise über die verführerische Lebensweise so mancher junger Leute nach, und fand es wahr, was jüngsthin ich in einer Predigt las; „voller Leicht-
„ sinn und Leichtfertigkeit schleudert die Jugend
„ über die Wege der sinnlichen verführerischen
„ Freuden hin, als walle sie auf blumenreichen,
„ lachenden Wiesen, da sie einen gefährlichen,
„ lockern Boden betritt, der unter ihren Füßen
„ weicht." Nun ward mirs erklärbar, wie so manche junge Männer, die in Herrn Hartmanns Hause kamen, als abgelebte Greise aussahen, und Herr Heilmann dann bemerkte, daß sie fleißig im Tempel der Venus dienen. Ich nahm mir redlich vor, diese Klippen meiner Unschuld sorgfältig

zu vermeiden, um nicht an ihnen zu scheitern; und der Herr stärkte mich, daß meine Seele hierinnen unbefleckt blieb. Nie diente ich dem Bachus, nie weihte ich mich in den Dienst der Venus ein; diese leichtfertigen Götter bringen den Menschen um Unschuld, Tugend und Glückseligkeit. Ich kann mit gutem Gewissen sagen, ohne schamroth zu werden: nie habe ich der Wollust gefröhnet, nie mein Herz mit verbotener Liebe genähret, verabscheuet habe ich die vollen Becher des sinnlosen Bachus. Auf meiner Reise begegnete ich nochmalen einem solchen abgezehrten Venusdiener, und sahe, wie er eben einen andern Jüngling in ihren Tempel führen wollte. Ich schlich mich an dessen Seite, flisterte ihm ins Ohr: Lieben sie Ihre Ehre, so entfernen sie sich! Das wirkte auf seine noch nicht verdorbene Seele, wie ein elektrischer Schlag; er machte sich los von jenem Gesellschafter, suchte mich auf, und fragte mich, was mich bewogen habe, ihm die Warnung zuzuflistern? Ich erwiederte ihm: Weil Sie noch das Bild der Unschuld an sich tragen, und höchst

unglücklich sich gemacht hätten. Ich schilderte ihm die Gefahr einer solchen Bekanntschaft, das nachhinkende Elend eines solchen ausschweifenden Lebens; und er versprach mir heilig, meine Warnung nie zu vergessen. Nach vier Jahren, auf meiner Heimreise, begegnete ich diesem Menschen wieder; als er mich antraf, rief er mir dankend zu: Schutzengel meiner Ehre und meiner Unschuld! oft dankte ich Ihnen schon im Stillen für jene Warnung; in Ihnen erkannte ich einen ehrlichen und edelgesinnten Mann, in jenem einen Verführer, der ein trauriges Opfer seines Dienstes wurde. Er zog sich nemlich eine abscheuliche Krankheit zu, mußte den Dienst seines Herrn verlassen, und da er all seinen Verdienst verschwendet hatte, so starb er, als eine abscheuliche Gestalt, im Krankenhaus auf dem Stroh. Gott segne Sie! ja es muß Ihnen wohlgehen, da Sie mich retteten. Welche heilige Empfindungen meine Seele fühlte, als er mit Gellerts Worten zu mir sprach:

Heil sey dir, denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet du!

kann ich nicht hinlänglich schildern, und noch jetzt ist mir jener Augenblick ehrwürdig.

Als ich nun Hamburg, meinem Bestimmungsorte, näher kam, so hatte ich ganz besondere Empfindungen; eine solche Stadt hatte ich noch nie gesehen. Ich kam in ein ansehnliches, solides Haus, das auch mit dem Herrn Hartmann Geschäfte machte. Bis ich recht bekannt war, ließ mich mein neuer Herr Prinzipal nie allein ausgehen, und wiederholte mir die Regel, die mir mein seliger Vater auch gab: zuvorkommenden und zudringlichen Leuten in Hamburg nicht zu trauen, mich mit ihnen durchaus nicht einzulassen, denn sehr viele davon seyen Seelenverkäufer. Ihr, meine Kinder! sagte hier die Mutter, werdet wohl wissen wollen, was dieß für Leute sind; Alexander sagte: fi doch, die habe ich schon in der Geographie kennen gelernt; das sind Leute, die oft unter dem Vorwand, eine Strasse, ein Haus, das Logis, zeigen zu wollen,

oder unter dem Anerbieten, ein vortheilhaftes Unterkommen zu verschaffen, junge Leute in eine Art von Gefängnissen schleppen, von wo aus diese auf die Schiffe gepackt werden; und weil diese gewissenslose Menschen für die verlorne Freyheit eines Menschen Geld nehmen, so sind sie mit dem Namen Seelenverkäufer gebrandmarkt worden. — Es wurden in dem Hause große Geschäfte gemacht, und man lebte auf großem Fuße; dabey war mein Herr Prinzipal von allem schmutzigen Wesen weit entfernt, aber auch kein Verschwender; sein Haus gehörte zu den solidesten Häusern. In Hamburg konnte ich manche Bemerkungen machen, ich sahe daselbst große Betrüger, die 2 — 300,000 Gulden im Vermögen hatten, ausserordentliche Pracht und Aufwand trieben, plötzlich aber Comtoir, Haus, Gärten, Kutschen, Pferde verloren, und die einige Tage darauf, nachdem das alte Haus gerichtlich veräussert war, schon wieder ihren alten vorigen Glanz hatten. Gegen solche Verschwender und muthwillige Betrüger, sollten

noch strengere Gesetze in Anordnung und Wirksamkeit gebracht werden. Eleonore schrieb hiebey die Bemerkung ein: Verschwendung und muthwilliger Betrug ist die größte Ungerechtigkeit, die der Mensch begehen kann, denn derjenige, der sein Vermögen, das er von seinen Eltern ererbte, oder durch günstige Umstände und glücklich gediehene Unternehmungen erlangte, verprasset und verschleudert, der mißbraucht dasselbe, und vereitelt die göttlichen Absichten. Gott verleihet den Reichthum, damit der Mensch durch ihn ein Werkzeug der göttlichen Wohlthätigkeit gegen Bedürftige werde. Merkt es euch, Kinder! der Reiche soll Wohlthäter der Armen, Engel der Bedürftigen, Beschützer der Bedrängten, Helfer der Nothleidenden seyn! Der Verschwender setzt sich aber in die Unmöglichkeit einer solchen Pflichtleistung; mit gleichgültigem Herzen kann er seinen Nebenmenschen darben sehen. Große Ungerechtigkeit begehet der muthwillige Betrüger an denen, die aus Zutrauen zu ihm, ihre Gelder seiner Verwaltung, oder ihre Waaren seiner

Nutznießung, und weitern Umsetzung anvertrauen; eben so handelt er gegen sich selbst ungerecht, indem er sich oftmals um die Ruhe des Lebens bringt, und sich einen unglücklichen, statt sorgefreyen Lebens-Abend bereitet. Betrüget Niemanden! beschweret dadurch euer Gewissen nicht, und ziehet euch nicht den Fluch und die Verachtung Anderer zu! — Ich erlebte manche solcher Beyspiele großer Häuser in Hamburg. So kannte ich daselbst einen jungen, sehr gebildeten Kaufmann, den das Glück ausserordentlich begünstigte. Alles, was er unternahm, gelang ihm; er hatte dabey eine höchst liebenswürdige Gattin, und vortrefliche Handlung und Fabricke, die ihm sein Vater wohleingerichtet hinterließ; hätte er auf diesem schönen Grunde fortgebauet, er würde sein Haus zu einem der ersten erhoben haben. Allein seines seligen Vaters Geist ruhete nicht auf ihm. Er lieh sein Ohr gar zu leicht unnützen Spekulanten und Projectanten, die ihn schwer Geld kosteten, und große Summen durch Mißlingen ihrer Proben verschleuderten; dabey brachte

er noch, auf andern Wegen, als Schwelger, Prasser, im Pferdehandeln, in dem er meistens unglücklich war, sehr viel Geld durch. So lange das Glück ihm die Vorderseite zeigte, so lange konnte ers gar wohl aushalten; aber das launige Glück ward des Mißbrauches überdrüßig, und drehete sich allmählig, doch nicht auf einmal, um; auch dadurch wollte es ihm noch Winke zur bessern Benutzung geben, allein er achtete nicht darauf; endlich erzürnt, entfernte es sich gänzlich von ihm. Zu spät sahe er seine Thorheit ein; er wollte daher nun dasselbe auf eine andere Weise erhaschen, und fieng das Spielen, das er bisher manchmal nur blos zum Zeitvertreib und zum Vergnügen trieb, als Profession an, auch legte er in die Lotterien. Diese unseligsten Mittel von der Welt wählte er, um sich vor dem nahe drohenden Sturze zu retten. Beide Spielarten beschleunigten seinen Untergang. Einigemal gelang es ihm zwar Anfangs, eine beträchtliche Summe in der Lotterie zu gewinnen. Aufgereitzt durch die erhaltene Gewinnste, wagte er immer

größere Summen, und endlich beynahe sein ganzes noch übriges geringes Vermögen. Eben so gewann er an einem Abende im Farao-Spiel eine große Summe; er wollte sich entfernen, die Verlierenden zeigten sich empfindlich und aufgebracht; er blieb, verspielte aber nicht blos seinen Gewinnst, sondern noch dazu gegen 2000 Thaler. Zu diesem bedeutenden Verlust gesellte sich noch am andern Tage die Nachricht seines Unglücks in der Lotterie. Jetzt war sein Sturz unvermeidlich. Er rafte in Eile zusammen, was er konnte, entfernte sich, und irrte seit dieser Zeit in den entferntesten Ländern herum, und starb in der bittersten Armuth. In seinen Büchern fand die gerichtliche Untersuchung die größte Verwirrung, und sogar von seiner brafen Frau Vermögen konnte blos der sechste Theil gerettet werden, die nachher ein kümmerliches Leben führen mußte. — Hiebey legte Eleonore folgende Bemerkungen und Warnungen in die Seelen ihrer Kinder, besonders ihrer heranwachsenden. Es ist wahr, das Spiel wird von der

Begierde nach gesellschaftlichen Vergnügungen geweckt, und diese Begierde erhält davon die meiste Nahrung, weil die Spiele selbst ein Theil dieser Vergnügungen sind, und der gesellige Umgang ohne sie nicht wohl bestehen kann. Daß aber dieser Hang, wenn er zur Sucht wird, einer der gefährlichsten und verwerflichsten ist, erhellet daraus, weil er mit einer Gewalt wirkt, der die Vernunft ganz unterliegt; weil er gleichgültig gegen die wichtigsten und heiligsten Pflichten macht; weil er die leichtsinnigste Verschwendung der Zeit, die besser anzuwenden wäre, des Vermögens, das besser benutzt werden könnte, und des guten Namens, der erhalten werden sollte, hervorbringt; weil er Gelegenheit zu Streitigkeiten, Zänkereyen, Feindschaft u. s. w. giebt; weil er zu den verzweifelndsten Schritten veranlassen kann. Der leidenschaftliche Spieler ist ein Unglücklicher, der zu allen Lastern aufgelegt ist, der alle Achtung gegen seine Pflicht verloren hat. Kinder! lasset diesen Hang nie in euern Herzen

einwurzeln, und bewaffnet euch in Zeiten gegen ihn; merkt ihr, er wolle zu stark und zu heftig in euch werden, so entsaget alsogleich dem fernern Spiel; einmal über ihn gesiegt, so wird er nie mehr die Oberhand gewinnen; lasset die Zeit zu demselben sehr begränzt seyn, und fliehet alle hohen Spiele; meidet die verderblichen Lotterie-Spiele, und merket euch das alte, aber wahre Sprüchwort: wer sein Geld legt in die Lotterie; der kömmt darum, er weißt nicht wie!

Es waren nun bald drey Jahre verflossen, als ich eine für mich höchst traurige Nachricht von Haus erhielt, die mich sehr beugte, und beynahe einige Tage zu meinen angewiesenen Arbeiten untüchtig machte, sie betraf den plötzlichen Todesfall meines lieben Vaters. Jetzt merkte ich es erst, warum mir der Abschied von meiner Heimath so schwer fiel. Um meine betrübte Mutter zu trösten, konnte ich weiter gar nichts thun, als ihr einige Karolins durch einen Wechsel zu übermachen. So sah ich meinen guten Vater nicht

mehr! ich segnete seine Asche durch den Rückruf seiner väterlichen Ermahnungen, und durch das erneuerte Gelübde, nie dieselben zu verachten.

Eben so erhielt ich gegen das Ende des 4. Jahrs von meiner Mutter einen Brief, daß Herr Hartmann mit Tod abgegangen sey, und dessen hinterlassene Tochter den Wunsch geäussert habe, daß ich ihre Hand, die sie mir durch sie anbieten ließ, annehmen möchte. Da mir selbsten Marie nicht gleichgültig war, und ich hoffen konnte, meine gute Mutter recht thätig zu unterstützen, so besann ich mich nicht lange, ob ich wohl erst ein Mensch von 22 Jahren war, und ließ also gleich einen Brief ablaufen, mit der Versicherung: ich würde nicht säumen, so bald als möglich abzureisen. Mein Herr Prinzipal hielt mich auch aus dem Grunde nicht auf, weil er mir an meinem Etablissement nicht hinderlich seyn wollte. Nach acht Wochen war ich also zu Hause, und bald darauf der Besitzer der Hartmannischen Handlung, die ich aber nach einigen Wochen für nicht so vortheilhaft fand, als sie gehalten

ward, und auch ich hielt; denn er war durch die vielen kriegerischen Erlittenheiten, starken Einquartierungen, und durch die Zahlungsunfähigkeit so vieler Gläubiger sehr herabgekommen. Ich machte dieß meiner lieben Marie bekannt, die nicht wenig staunte, daß nur ein so kleines Vermögen, von dem sonst ansehnlichen, ihres seligen Vaters auf sie gekommen sey. Sie mußte also eine neue Lebensordnung anfangen, und manche Wünsche unbefriedigt lassen. Doch war sie daneben auch bereitwillig, meine Mutter ins Haus aufzunehmen; meine Geschwister, von welchen noch zwey lebten, waren inzwischen in andern Häusern einstweilen versorgt. Nicht lange überlebte meine gute Mutter den seligen Vater, denn nachdem sie zwey Jahre in meinem Hause war, schied sie sanft von hinnen.

Wir begnügten uns einige Jahre mit Wenigem, als aber bessere Umstände einzutreten, und sich die Vermögens-Umstände zu bessern schienen, so ward uns ein voller Unglücks-Becher zum Ausleeren gereicht. Der allgemein in so vieler

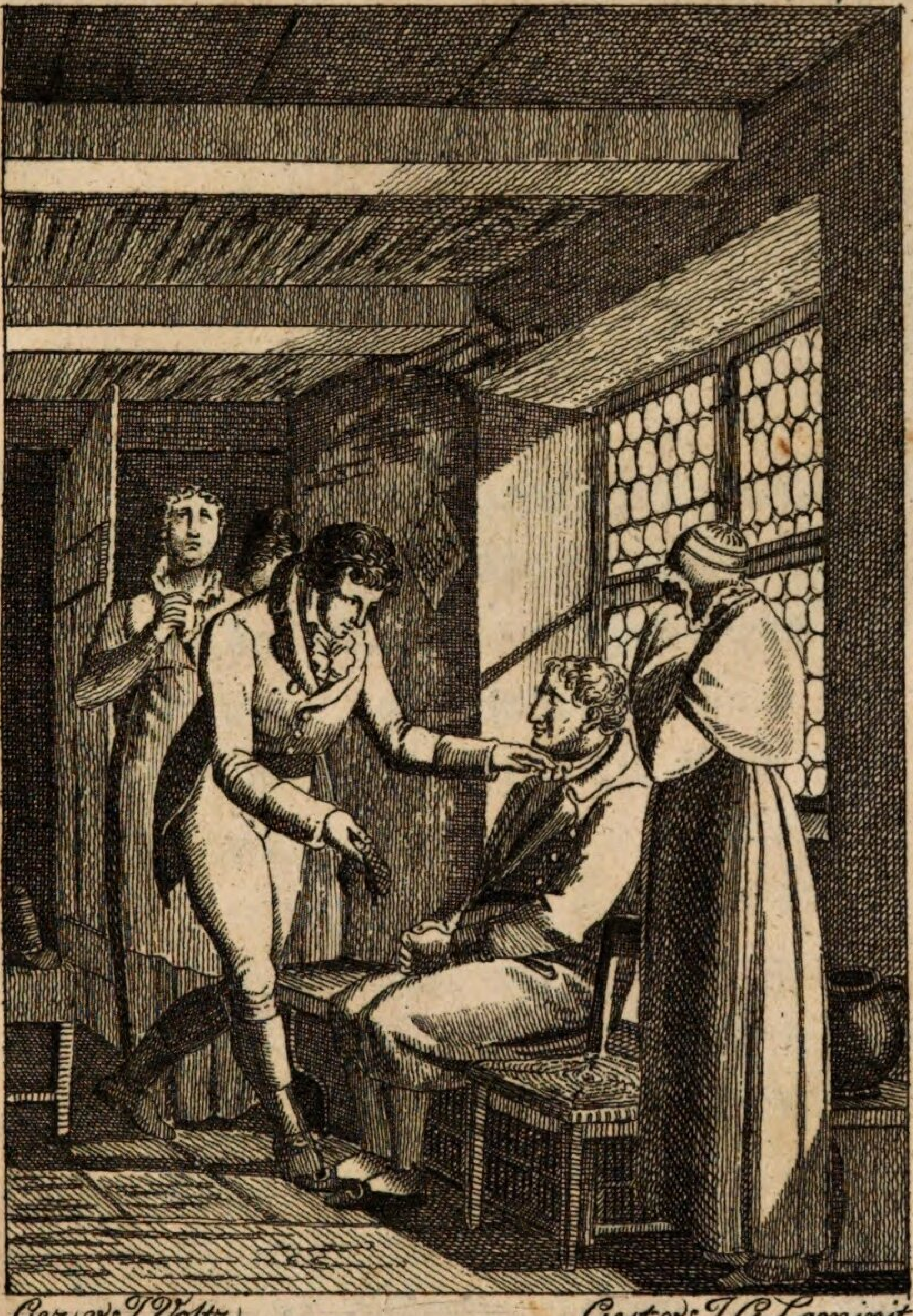
Hinsicht verderbliche und verheerende Krieg, zündete seine Verwüstungs-Fackel wieder aufs neue an. Unsere Stadt, die etwas befestiget war, wurde von den feindlichen Truppen berennt, und in der kurzen Belagerung derselben von einigen Tagen, zündete eine Granatkugel mein Haus; es war das einzige, das ein Raub der Flammen, und in einen Aschenhaufen verwandelt wurde. Ausser meinen Handlungsbüchern konnte ich nur Weniges retten. Jetzt stand ich, Unglücklicher, verlassen da. An die Wiederaufbauung meines Hauses und Fortsetzung meiner Handlung konnte ich gar nicht denken, denn meine geretteten Habseligkeiten waren dazu nicht hinreichend, und mich in große Schulden zu stecken, fand ich nicht für rathsam. In einem benachbarten Marktflecken war eine Krämerey, nebst einem kleinen Obstgarten feil. Ich machte einen Ueberschlag, und fand, daß ich noch im Stande wäre, dieselbe käuflich an mich zu bringen. So ward ich also ein Landkrämer. So klein die Geschäfte waren, so hart das ländliche Leben

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. G. Laminit.

Nichts konnten wir retten, als unser Leben.

meiner Marie ankam, so schlugen wir uns doch ganz wacker durch, denn der Obstgarten gewährte uns gute Unterstützung, und wir fanden also unser Brod. Ja es erwachte in der Seele meiner Marie, da wir Einiges zurücklegen konnten, der lebhafte Wunsch, sich bald wieder in einer Stadt niederzulassen; wirklich zeigte sich auch eine Gelegenheit, und ich trat allbereits in Unterhandlungen. Der Tag des Kaufes war schon bestimmt, als wir in der Nacht vorher noch ärmer wurden, als vor einigen Jahren. Ein schweres Gewitter zog über unsern Ort, mit jedem Augenblicke glaubte man, er stünde im Feuer, doch immer noch ohne Schaden; schon schien es vorüber zu seyn, und wir fiengen an, Gott für die gnädige Abwendung alles Unglücks, und der Erhaltung des Unsrigen und des Ortes zu danken, als ein Blitzstrahl in unser Haus fuhr, und es zündete. Nichts konnten wir retten, als unser Leben, und diejenige Bekleidung, die unsere Leiber bedeckte, alles Uebrige gieng im Rauch auf; auch die schönen,

nahe beym Hause stehenden Obstbäume wurden sehr beschädigt. Meine Frau, die sich schon wieder in einer Stadt sah, konnte sich kaum fassen, und zwey Tage lang war ich für ihr Leben äusserst besorgt, so hatte das Unglück ihren Geist und ihren Körper angegriffen. Ach Kinder! das waren Jammertage und Unglücksnächte! Zweymal, sagte ich zu ihr, als sie sich erholt hatte, sind wir glücklich gewesen, und zweymal höchst unglücklich geworden. Jetzt vor der Hand weiß ich zu unserm fernern Fortkommen noch nichts zu thun. Doch sollte die göttliche Vorsehung eine Familie, in der eigentlich kein Falsch ist, so ganz verlassen und unglücklich lassen, nichts für sie thun? Mutter, auf sie wollen wir unsere Hoffnung setzen! ich glaube es fest, unser trüber Schicksals-Himmel heitert sich wieder auf. Haben wir doch zwey brafe Söhne, diese werden für uns thun, was sie können; der Eine in London kann mir vielleicht eine Buchhaltersstelle verschaffen, der Andere als Hofmeister, etwa eine Verwaltersstelle bey



Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. G. Laminit.

Er überreichte seinem Vater 25 Dukaten.

einem Edelmanne. Wohlan, laß uns Muth fassen!

Kindliche Dankbarkeit.

Kaum waren nach dem erlittenen Unglücksfalle vier Tage verfloßen, so kam der ältere Sohn, Ferdinand, der als Hofmeister bey Herrn von Glücksfeld war, bey seinen verarmten und unglücklichen Eltern an, um sie in ihrem gränzenlosen Unglücke zu trösten; er staunte nicht wenig, als er seinen Vater, der ärmer als ein Bettler war, so gefaßt und beruhigt antraf, und in ihm einen Hiob erblickte, denn er sprach: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; sein Name sey gelobet und gebenedeiet! Darauf überreichte er seinem Vater 25 Dukaten, 20 von seiner Hofmeisterstelle Besoldung, und 5 von seinem Herrn Patron, mit dem Versprechen, er wolle ihn bey einem seiner Freunde zu einer Schreiberstelle

empfehlen. Siehe! rief der Vater aus, Gott hat mich in meinen Erwartungen nicht getäuscht! Ich bin nun glücklicher, als vorher! Er umarmte seinen dankbaren Sohn, und von beiden Seiten flossen viele Thränen. Während dieser rührenden Scene kömmt der Bote des Marktfleckens, und überbringt einen Brief; er ist von unserm Eugen aus London, rief der Vater voll Freuden, und dazu kein einfacher Brief, ich fühle es. Er öffnet denselben, und liest ihn laut vor:

Liebe Eltern!

„Vielleicht trift Sie dieser Brief in einer
„Stadt an, wo Sie sich neuerdings werden
„niedergelassen haben, nach Ihren Aeußerungen
„im letzten Schreiben. Mit mir geht eine
„große Veränderung vor. Ein vornehmes, und
„überaus reiches Handelshaus in Philadelphia
„in Nordamerika verlangte von unserm Hause
„einen erfahrnen Commis. Mein Herr Prinzipal
„trug mir diese Stelle an, und sagte zu mir:
„ich sey dahin das tauglichste Subject, und
„könne daselbst mein Glück machen. Morgen

„ reise ich dahin ab, und übersende daher Ihnen,
„ wertheste Eltern, einen Wechsel von f 3000.
„ die ich auf meinem Posten mir erspart habe;
„ ich deponire sie bey Ihnen, denn das Geld
„ kann ich in keine bessere Hände, als in die
„ Ihrigen legen, gebrauchen Sie dasselbe nach
„ ihrem Belieben, ich hoffe es niemalen nöthig
„ zu haben, einstweilen sehen Sie es als Ihr
„ Eigenthum an. Geht Sie aber eine Noth an,
„ was ich nicht hoffe, so soll kein Kreutzer mir
„ heimfallen. Den nächsten Brief erhalten Sie
„ aus Philadelphia. Ihre Briefe an mich dürfen
„ Sie noch unter der alten Adreße nach London
„ laufen lassen. Nichts wünsche ich mehr, als
„ recht viele angenehme Nachrichten von Ihnen
„ und meinen Geschwistern, die Sie mir alle
„ recht herzlich grüßen, zu vernehmen. Der
„ Himmel weiß, ob ich je wieder den vaterlän-
„ dischen, europäisch deutschen Boden betreten
„ werde." Das Uebrige dieses Briefes betraf
merkantilische Gegenstände.

Das Erste, was nun der Vater that, war, daß er seine Mütze abzog, unter die Arme nahm, seine Hände faltete, sie zum Himmel empor hob, und der Vorsehung seines himmlischen Vaters dankte, und sie pries wegen des Glückes, ein Vater solcher edler Söhne zu seyn. Auch die vorhin sehr bestürzte und verzagte Mutter ermannte sich ebenfalls, und dankte auch Gott für die wunderbare Rettung aus großer Noth, und bekannte laut: Ja, der Herr hat Großes an mir gethan! Hatte sich der Vater vorher glücklich gepriesen, so mußte ers jetzo noch weit mehr thun; er brach in helle Zähren aus, und rief einmal über das andere: Ach! es giebt keinen glücklichern Mann auf der Erde, als ich bin, solche Kinder zu haben, die ihrem Vater solche Opfer bringen! Ferdinand entgegnete ihm: wie können wir wohl an Ihnen thun, was Sie bisher an uns gethan haben? wir thun nur, was wir zu thun schuldig sind. Die beiden Töchtern rangen die Hände, als ob sie das

schrecklichste Unglück betroffen hätte. Auf die Frage des Vaters: was ist euch, meine lieben Kinder, geschehen? antwortete die jüngere: wir sind nun die einzigen Unglücklichen; nicht doch, sagte der Vater; ihr seyd schon glücklich, und sollt es noch mehr werden. Wir sind höchst unglücklich, denn wir können nichts zur Unterstützung und Erleichterung darbringen, wie unsere Brüder, weil wir selbst nichts haben. Ach, gute Kinder! wie rühret ihr mich! ich weiß, ihr werdet in unsern neuen Geschäften, die wir wieder mit Gott bald beginnen werden, gewiß aufs thätigste uns unterstützen, und uns unser Leben erleichtern, wofür euch Gott auch segnen wird. Nun konnte doch das Haus in der Stadt gekauft, und wieder eine kleine Handlung angefangen werden. Von nun an gieng alles sehr glücklich, er erholte sich ziemlich bald wieder, so daß er in den letzten Tagen des ersten Jahrs zu seiner Marie sagte: Wenn Gott unsere Geschäfte noch ferner so gelingen läßt, und uns vor neuem Unglücke behütet, so können wir sowohl

Ferdinanden, als auch dem Eugen die gebrachten Opfer zu ihrem Gebrauche überlassen, und auch für die beiden fleißigen Töchter eine Mitgabe erübrigen. Kaum war das erste Jahr vorüber-geeilt, so traf schon wieder eine neue freudige Botschaft vom Eugen ein. In diesem Schreiben benachrichtete er seine Eltern, daß vor Kurzem sein Herr Prinzipal mit Tod abgegangen sey, ihn aber noch vor seinem Hinscheiden mit seiner einzigen Tochter Mathilde verbunden habe. Er und diese seine Frau bedauern nicht wenig den Unglücksfall, der seine lieben Eltern betroffen habe, und es sey ihm recht lieb, daß er gerade damals im Stande gewesen wäre, im Kleinen seine kindliche Dankbarkeit erzeigt zu haben. Da nun Gott für ihn auf eine so wunderbare und ausgezeichnete Weise gesorgt, und ihn mit einem großen Reichthum gesegnet habe, so lege er und seine liebe Mathilde diesem Schreiben einen Wechsel von fl. 30,000 bey; denn er sey nun ein Mann, der doch noch mehr als eine halbe Million Vermögen besitze. Der Vater

traute kaum seinen Augen, und rief voll Freuden mit gerührter Seele einigemal aus: O Eugen! mein Eugen! welch eine edle Seele! Gott sey gedankt für dein Glück! er lasse es zu deinem wahren Wohl dir dienen, und vergelte dir deine schöne That! Auch langte mit diesem Briefe durch einen Expressen von seinem Ferdinande die Nachricht an, daß er die erledigte Pfarrey in der Nachbarschaft so eben erhalten habe. Gott ich werde übersatt von Glück! auf einmal so reich — ja ich erkenne wie wahr es ist: Des Herrn Rath ist wunderbar, und führet alles herrlich hinaus. Indessen ließ er sich durch das erhaltene Glück nicht blenden, noch weniger verführen, sondern setzte seine einfache Lebensweise fort, nur freuete er sich, daß er seine Hand zum Wohlthun öfter und reichlicher öffnen könne. Ferdinand Traugott genießt ein höchst ruhiges und glückliches Alter, als Folge seiner ausgezeichneten Frömmigkeit, und seines unwandelbaren Vertrauens auf Gott.

Kindes-Härte gegen Eltern.

Nicht so machte es gegen seine Eltern Bernhard Dürrfuß, wie Ferdinand Traugott gegen seine Mutter und dessen Söhne gegen ihn. Bernhard Dürrfuß, der Sohn eines Handwerkers, hatte nicht nur eine einnehmende Bildung, sondern auch einen guten Kopf; deßwegen gewann ihn einer seiner Lehrer lieb, und ermunterte den Knaben, wie auch dessen Eltern, zum Studieren. Durch das überhäufte Lob, das ihm der Lehrer, der gleichsam eine Affenliebe zu ihm hatte, zu oft ertheilte, ward Stolz und Hochmuth in die Seele des Knabens gepflanzt, den er schon in seiner Jugend gegen seine Mitschüler und seine Geschwister — deren er noch zwey, einen Bruder und eine Schwester hatte, die beide jünger als er waren — äußerte. Diese stolze Denkungsart mißfiel seinem Vater im höchsten Grade, weßwegen er ihn öfters bestrafte, und sich beynahe nicht bewegen lassen wollte, seine Einwilligung

zum Studieren zu geben, weil er voraus sah, der Hang zum Stolze werde immer mehr wachsen, und endlich ihn ganz und völlig beherrschen; daneben schützte er sein Unvermögen vor, allein der Lehrer wußte durch Scheingründe alle Hindernisse zu beseitigen, und der Knabe lag Vater und Mutter auch immerdar an, seinem Wunsche zu entsprechen. Die Mutter dachte sich schon die Freude, ja schmeckte sie wohl schon zum voraus, die sie haben werde, wenn ihr Sohn das Erstemal im heimatlichen Orte die Kanzel besteige; sie brachte es also dahin, daß der Vater endlich seine Einwilligung gab. Nun zeigte schon der zum Studieren bestimmte Knabe über Geschwister und andere Mitschüler seines Standes seine Ueberlegenheit auffallender. Als er in die höhern Klassen des Gymnasii eintrat, ließ ers sich wohl gar schon einfallen, zu verlangen, man solle ihn Herr Bernhard nennen, welchen Einfall aber der Vater aus dem Köpfchen des jungen Studenten mit tüchtigen Ohrfeigen zu verscheuchen sich unterstand. Diese Procedur

und Operation mißfiel aber dem Burschen aufs äusserste, so daß er alle kindliche Liebe aus seinem Herzen verbannte. Auch dem Wunsche seiner Mutter entsprach er nicht, und das blos aus Eigensinn; er nahm sich vor, die Rechtswissenschaft zu erlernen, und Niemand vermochte, ihn davon abwendig machen zu können; er erwartete in der Zunft der Rechtsgelehrten mehr Futter für seinen Stolz, als im geistlichen Stande. Wahr ist es übrigens, in keiner Klasse konnte ihm irgend einer den Rang des Ersten streitig machen. Wenn aber schon die Eltern, so lange er auf dem Gymnasio war, beynahe nur für ihn arbeiten mußten, so hatten sie noch mehr zu thun, während seiner akademischen Laufbahn, denn die erhaltenen Stipendien reichten nicht hin. Obschon die Mutter darüber etwas empfindlich war, da er ihrem Wunsche nicht entsprach, so war es ihr doch keine geringe Freude, einstens ihren Sohn als Amtmann, oder Justitzrath, oder Hofrath zu begrüßen.

So zufrieden die Professoren mit seinem Fleiße waren, so entgieng ihnen doch nicht der große, ihm anklebende Fehler, der Stolz. Nach zurückgelegten Universitäts-Jahren hatte er sogleich das Glück, eine Anstellung zu erhalten, und immer höher zu steigen. Wegen seines hübschen Wuchses und seiner nicht unbedeutenden Anstellung gelang es ihm, in Bekanntschaft mit einem reichen Frauenzimmer zu kommen, die bald seine Liebe mit Gegenliebe belohnte. Wegen der glücklichen Ausführung eines Geschäftes, an welchem der Regierung nicht wenig gelegen war, ward er sogar in den Adelstand erhoben, wodurch sein Stolz gränzenlos wurde, den auch selbst seine Gemahlin öfters fühlen mußte. Seine Gleichgültigkeit gegen seine Eltern wuchs immer mehr, ja er suchte wohl gar das Andenken an sie in seinem Herzen zu erlöschen, und irgend eine zufällige Erinnerung an dieselben war für ihn Pein. Einstens suchte sein Bruder, in einer für ihn nicht unwichtigen Sache, bey ihm Rath; diesen ließ er eine volle Stunde vor dem Zimmer

harren, ehe er ihn vor sich ließ. Einigemal wollte der Bruder sich entfernen, so empörte sich in ihm das Gefühl der Nichtachtung, doch überwand er sich, und wollte seinem geadelten Bruder keine Ursache zur Feindseligkeit geben. Dem Herrn Bernhard von Dürrfuß kam es sehr hart an, den Philipp Dürrfuß als Bruder zu erkennen, er entließ ihn mit der Bedeutung: Er möchte mit solchen Kleinigkeiten ihn nicht mehr behelligen — und wirklich that Philipp dem Bernhard nicht mehr die Ehre an, bey ihm zu erscheinen. Seine Schwester Magdalena machte einen Versuch, bey ihm zu dienen, aber sie konnte es kaum ein Jahr aushalten, denn er behandelte sie grausam; sie war in seinen Augen ihm weiter nichts, als jede andere Magd, und durfte es nie wagen, den Namen Bruder in den Mund zu nehmen, sondern mußte ihn, gnädiger Herr! betiteln. Das that der Schwester recht wehe, sie wollte lieber unter fremden Personen ihr Brod verdienen, als bey einem so stolzen Bruder, der keine brüderliche Liebe kannte, sondern sich

ihrer schämte. Nach Verfluß eines Jahrs verließ sie daher sein Haus, das sie nie mehr betreten durfte.

Seine Verheirathung machte er blos in einem kleinen Schreiben mit kalten Worten seinen Eltern bekannt, ohne sie zu bitten, an seinem Hochzeitfeste Theil zu nehmen; es war daher sein Hochzeittag denselben statt eines Freudentags, ein Tag des Schmerzens und der Trauer. Sehr kalt und gleichgültig war der Empfang seines Vaters, der es nicht unterlassen konnte, seinen pflichtvergessenen Sohn doch einmal zu besuchen, auf den er früher so viele Kosten wandte, um ihn zu einem nützlichen Manne zu bilden. Er machte daher einen Weg von einigen Stunden zu ihm, hoffend, er werde doch nun einigermaßen gegen ihn erkenntlich seyn, da er in seinem hohen Alter entkräftet, seinen Unterhalt für sich und seine alte Ehefrau durch Arbeit zu verdienen, nicht mehr vermögend sey. Aber nicht einmal behielt er ihn bey sich zum Essen, noch weniger bot er ihm ein Logis bey ihm an. Mit betrübtem

Herzen schied er von ihm, ohne ihn zu würdigen, ihn nur an seine kindliche Pflicht zu erinnern. Seine Frau, die öfters deßwegen ihrem Gemahl, aber vergebens, ein Wort sagte, schickte alsogleich in den Gasthof, mit dem Auftrag, den alten Vater ihres Mannes ordentlich zu bewirthen, übersandte ihm einige Louisd'ors, und ließ ihn durch eine eigene Gelegenheit in seinen Wohnort wieder zurückbringen; dadurch wurde der Alte einigermaßen ausgesöhnt, besonders, weil sie heimlich nachher mehrmalen die alten Eltern thätig unterstützte. Bald darauf fiel Herr Bernhard von Dürrfuß in ein hitziges Fieber, an welchem er auch in der Blüthe seiner Jahre starb. Der Staat hat zwar an ihm einen brauchbaren Staatsdiener, der Vater aber einen undankbaren Sohn verloren. Während seiner Krankheit rief er stets aus: O mein Vater! ach meine Mutter! mein Bruder! meine Schwester! und unter solchen Ausrufungen, ohne zu seiner Besinnung zu kommen, schied er von dannen. Seine Frau, die er gar gröblich behandelte,

war über seinen Tod mehr erfreut, als betrübt, besonders weil er kinderlos starb, und sie eines Plagegeistes los wurde. Die Kinder Eleonorens konnten sich der Thränen des Mitleids nicht erwehren, und gaben auch ihre Verabscheuung über ein solches undankbares Verhalten des Bernhards gegen die Seinigen ganz deutlich zu erkennen. Die Mutter führte dabey an, daß nach dem Ausspruch aller Völker, die nur einige Bildung besitzen, und jeder Religion, derjenige mit Recht für ein Ungeheuer erklärt werde, der gegen die Urheber und größten Wohlthäter seines Lebens undankbar seyn könne.

Unglückliche Folgen der Verführung.

An einem schönen Frühlings-Morgen, da Eleonore von einem Spatziergange mit ihren vier Kindern, weil sie mit ihnen eine Kur gebrauchte, nach Hause kam, erfuhr sie eine traurige eben vorgefallene Begebenheit, wovon

die ganze Stadt voll war, nemlich, daß sich die sonst stille, jüngere 18jährige Tochter des Materialien- und Farbehändlers Sturmband ins Wasser gestürzt habe. Jedermann zollte der Familie Mitleiden, und bedauerte das Mädchen. Eleonore aber, die schon längstens eine nicht gar vortheilhafte Meynung von demselben hatte, indem einige ungünstige Nachrichten im Geheimen, die sich auch im Stillen hier und da verbreiteten, ihr vor Ohren kamen, vermuthete die Ursache dieses Selbstmordes, und betrog sich ganz und gar nicht, wie es die nachherige gerichtliche Oeffnung des Leichnams, und das Geständniß der gottlosen Magd, die besonders als Verführerin anzusehen war, bestätigte. Diese Magd war eine ausgediente feile Dirne und unverschämte Buhlerinn, die schon längstens die Krone weiblicher Tugenden, die Keuschheit, verloren hatte, durch ihr unzüchtiges und unkeusches Leben, in welchem sie sich herumtaumelte. Halbe Nächte gieng sie diesem zügellosen und sittenverderblichen Leben nach, schändete

ihre Ehre und ihren Leib, den sie jedem Unzüchtigen zum Gebrauche feil bot. Zum größten Unglück kam diese in den Dienst des genannten Farbenhändlers, da sie als eine gute Arbeiterin allgemein bekannt war, und ihr sündliches Leben zu verbergen und zu beschönigen wußte. Um nicht allein den Weg der feilen Lüste zu wandeln und der Wollust zu dienen, suchte sie auch reine, unbefleckte und unverdorbene Herzen zu verführen; denn der Lasterhafte will Mitgenossen haben, und nicht allein lasterhaft seyn. Vergeblich ertönte ihre Verführungsstimme bey der ältern 20 jährigen Tochter, an der sie taub verhallte, und wo ihre giftigen Pfeile abprellten; aber desto glücklicher war sie durch ihre Ueberredungs-Kunst und Verführungs-Sprache bey der unglücklich gewordenen jüngern Tochter. Sie führte sie mit auf ihren sündlichen Wegen, und schilderte ihr sehr reizend und angenehm die süßen Freuden der Jugend auf denselben. Lange verweilte das Mädchen blos in den Vorhöfen des Tempels der Venus; ja ein paarmal

war sie entschlossen, die Hallen desselben nicht mehr zu betreten. Aber unter neuen anmuthigen Bildern, und süßtönenden Lockungen, betrat sie wohl selbsten sogar die Schwelle des Tempels, und bald darauf selbst den völlig geöffneten, in den sie ein leichtsinniger junger Bursche führte, der schon mehrere dahin begleitete. Schöner Wuchs, liebkosende Gefälligkeit, zärtliche Höflichkeit, wohlklingende Sprache machten ihn ihr liebenswerth; stets wurde der Umgang vertrauter, und nur an seiner Seite, und in seinen Armen fühlte sie sich wirklich vergnügt. Unter den feurigsten und heiligsten Versprechungen, sie zu heirathen, ergiebt sie sich endlich seinem Willen, und wiederholt darauf die Opfer der Liebe. Plötzlich aber fühlt sie sich in einem andern Stande; die anempfohlene und angerathene Künste der Magd scheitern bey ihr, da sie noch keine so unverschämte Dirne war, die sich an mehrere hieng, sondern nur diesem ihre Liebe schenkte. Sie entdeckte sich ihrem Geliebten; dieser giebt vor: er wolle nun eilends in seine

Heimat reisen, sich um eine Niederlassung umsehen, und dann sie abholen, ehe es offenbar werde, daß sie bald Mutter werden sollte. Sie trennen sich unter Erneuerung der Angelobung und der Versprechungen. Aber schändlich brach der Verführer sein Wort, wie er schon mehrere betrog, läßt nichts von sich hören, schreibt kein Wort; sie harret von einer Woche zur andern, aber vergeblich. So lehrt auch die Erfahrung durch ihn, daß Menschen, die gewissenlos genug sind, die Unschuld zu verführen, sich eben so wenig ein Gewissen daraus machen, die heiligsten Zusagen zu brechen. Verzweifelnd wird ihre Lage, sie findet sich betrogen. Zu spät bereut sie ihren Leichtsinn; verbirgt aber stets ihre Umstände. Die Zeit, da sie Mutter werden sollte, rückte immer näher an. Das Gefühl des begangenen Unrechts wird stets lebhafter, die Schaam vor Schmach und Schande wächst, die Furcht vor dem gerechten Unwillen der gekränkten Eltern wird größer und stärker, die Zukunft schwärzer; sich selbst überlassen, da

sie Niemanden sich entdeckte, als blos ihrer Verführerin — die indessen aus dem Dienste trat, und selbst in die kläglichsten Umstände kam, die ich euch, Kinder, gleich nachher auch erzählen will — verfällt sie auf den allerunglücklichsten Einfall, ihr Leben zu endigen. Einige Tage trägt sie denselben bey sich, bis er endlich zur Reife kommt. Am gedachten schönen Frühlings-Morgen verläßt sie früh um 4 Uhr das elterliche Haus in der Meynung, von Niemanden gesehen zu werden. Einige Schritte aber von ihrer Wohnung entfernt, wünscht ihr eine Nachbarsfrau einen guten Morgen, und frägt: wohin, Jungfer Nachbarin, schon so frühe, wollen Sie einen Spaziergang machen? Ja, erwiederte sie, und eilt mit schnellen Schritten weg. Sie kömmt beym Mühlbach an, geht ein paarmal auf und ab an demselben; ein Weib erblickt sie, die denkt, was sucht doch diese Person? die sie nicht kannte, geht aber ihren weiblichen Geschäften nach, und wartet das Weitere nicht ab. Die Unglückliche stürzt sich in den Strudel,

Gez. v. I. Voltz. Gest. v. I. G. Lamind.

Die Unglückliche stürzt sich in den Strudel.

und ertrinkt. Nach einer Stunde wird sie, an einem Pfahl hangend, erblickt, man holt sie heraus, erkennt die Farbehändlerstochter. Die Eltern, nichts ahndend, erwarten ihre Tochter aus ihrem Schlafgemach, die ältere erscheint, aber die jüngere nicht; auf die Frage, wo die Schwester sey, erhalten sie die Antwort, sie werde noch schlafen. Sie hören Lärm auf der Straße, erblicken mehrere Leute vor ihrem Hause, es erschallt der Ruf: man bringt sie! Indessen eilt ein Bekannter des Hauses voraus, und hinterbringt den Eltern mit möglichster Vorsicht und Schonung die betrübte Nachricht des unglücklichen Endes ihrer Tochter. Beym gerichtlichen Seciren des Körpers, nachdem noch vorher alle Versuche angewandt wurden, sie wieder ins Leben zu bringen, die aber alle fruchtlos abliefen, fand es sich, daß sie nach ein paar Wochen ganz sicher Mutter geworden wäre. Schreckliches Ende der Verführung und traurige Folge des Leichtsinnes!

Die bestrafte Verführerin.

Aber auch die Verführerin blieb nicht ungestraft. Diese setzte ihr abscheuliches Leben immer fort. Als jene Unglückliche sie täglich mit Vorwürfen überhäufte, so verließ sie den Dienst, um nicht mehr dieselben hören zu dürfen, und überließ die Verführte ihrem traurigen Schicksale; so macht es beständig diese Classe von Menschen. Sie ruhen nicht, bis sie Mitgenossen haben, stürzt über diese das Unglück zusammen, so ziehen sie sich zurück und sprechen: da siehe du zu! Diese Niederträchtige dachte freylich nicht an die schrecklichen Folgen, weil sie bisher noch immer gesund blieb, und einen guten Erwerb hatte; denn nachdem sie sich aus dem Hause jener Unglücklichen entfernte, machte sie noch mehr die öffentliche allgemeine Hure; kam ein fremder Venusdiener an, so ward sie entweder herbeygeholt, oder ihm ihre Wohnung angewiesen; denn sie führte nun ihren eigenen

Heerd, so daß sie ganz ungescheut und ungehindert ihr Wesen forttreiben könne. Allein es wurde endlich ihr ganzes Geblüt verunreiniget, böse Säfte durch fremde Wollüstlinge ihr mitgetheilt, so daß sie in die bekannte, venerische, abscheuliche Krankheit verfiel. Man brachte sie in das sogenannte Pesthaus; unerachtet der Arzt an ihr seine Kunst versuchte, so scheiterte sie doch an ihr, denn das Gift der Krankheit fraß schon tief ein; es verlängerte eher ihr Leiden, welches jedoch zur Rettung ihrer Seele, die sie völlig entehrte und wie ihren Körper befleckte, sehr heilsam war. Als sie erfuhr, daß die jüngere Tochter des Materialienhändlers, die sie eigentlich verführte, sich ersäufet habe, so erwachte ihr Gewissen beynahe mit verzweiflungsvoller Reue, kläglich war sie anzuhören, jämmerlich zu sehen; sie erhob mit aller Gewalt ihre heisere kreischende Stimme: ach Gott! wehe! wehe mir! o vergieb! vergieb! N. N. durch meine Schuld bist du unglücklich geworden! ach! ich habe dich verführet! o Tod, komm reiße

mich aus meiner Pein! ihr Berge fallet über mich! ihr Hügel decket mich! Gott verzeihe ihr! ich, ich trage die Schuld! Schrecklich rang sie die Hände, so daß sie dieselben aufrieb, ganze Büschel Haare riß sie sich in der Verzweiflung heraus. Auf Befragen erzählte sie alles; — von der Stunde an verabscheute sie ihren vorigen Lebenspfad des Lasters, bat Gott reuevoll um Verzeihung, und befahl ihr schreckliches und scheußliches Schicksal allgemein zu verkünden, daß noch andere ihrer Schwestern sich an ihr spiegeln möchten. Ein solches Ende nahm ein 26 jähriges Mädchen, von braven Eltern abstammend, das bey der guten Bildung des Körpers und den nicht unfeinen Anlagen des Geistes, eine brave Bürgersfrau hätte werden können.

Zweyte Abtheilung.

Liebet den Lehrer und seyd dankbar gegen ihn.

Um den jungen Sommer, (siehe erstes Bändchen,) that es uns sehr leid. Wir hatten ihn wegen seiner Gutmüthigkeit so lieb gewonnen, und ich hatte gefunden, wie er besonders an mir hieng, wie er mit Fleiß das lernte, was ich ihm aufgab, und wie er es mit so vielem Dank erkannte, daß ich viele Mühe auf ihn verwandte. Er war freylich vorher in allem für sein Alter noch sehr zurück. Die Ursache lag theils in seiner

Armuth und den Leiden seiner Mutter, die ihn hinderten, die Schule so anhaltend zu besuchen, als nöthig ist, wenn man sich frühe gute Kenntnisse einsammeln soll; theils aber auch in seinem Lehrer, der es nicht der Mühe werth hielt, einen so armen Jungen weit zu bringen. Das Gute, welches er von mir gelernt hatte, diente ihm immer, und kam ihm in der Folge sehr zu statten, als er Offizier wurde. Er kam einmal als solcher zu mir in der bestimmten Absicht, mir zu danken für den Unterricht, den er bey mir genossen, und der ihn nun vor vielen seiner Kameraden auszeichnen, auch ihm den Weg zu höhern Stellen bahnen werde.

Sommers Entfernung aus unserm Hause that mir aber nicht darum wehe, weil ich bey den Blankensteinischen Kindern keine Liebe gefunden hatte, sondern nur darum, weil auch ich den guten Menschen geliebt hatte. Alles was ein Lehrer und Erzieher von seinen Zöglingen erwarten kann, wurde mir im Blankensteinischen Hause zu Theil. Ich erhielt zu viele Proben,

als daß ich an der liebevollen Zuneigung zu mir je hätte zweifeln können.

Herr Planer, der vor mir im Hause lehrte, machte mir auf die kleine Familie, der ich nun Lehrer und im gewissen Betracht zugleich Vater seyn sollte, sehr bange, da er mir dieselbe als eigensinnig und selbst gegen Lehrer stolz schilderte. Ich fand es aber bald anders. Herr Planer, der kränklich war, sahe Alles um sich her trüb an, war mißtrauisch, heftig, reitzte auf mancherley Weise die Kinder, und machte sich dieselben also abgeneigt. Ich war in der ganzen Fülle meiner Kräfte, genoß die beßte Gesundheit, als ich ins Blankensteinische Haus eintrat, und hatte Freude an Lehren und Erziehen. Es bedurfte keiner langen Zeit, so fand zwischen mir und der kleinen Familie ein Band der Liebe statt.

Daß ich geliebt wurde, sagte mir jeder Morgen und jeder Abend. So wie sie mich in der Frühstunde sahen, so kamen sie mir mit besonderer Freundlichkeit entgegen, um mir einen

guten Morgen zu geben, und so wie sie des Abends von mir schieden, so geschah dieß mit derselben Leutseligkeit, mit der sie mir des Morgens entgegen gehüpft waren.

Alles, was ich anordnete, befolgten sie mit der grösten Bereitwilligkeit. Ehe ich ins Haus gekommen, war es zum Beyspiel gar nicht üblich, daß sie ein Morgen- und Abend-Gebet verrichteten. Weder die Eltern noch sonst Jemand im Hause hatte sich an das Beten gewöhnt. Ich führte es aber ein, und fand keinen Augenblick eine Gleichgültigkeit, noch weniger einen Widerstand. Im Anfang betete jedesmal ich; in der Folge wechselte ich mit den Kindern, und hatte das Vergnügen wahrzunehmen, wie sie alle mit Empfindung beteten, besonders drückte Amalie mit einer herzlichen Frömmigkeit ihre Gefühle vor der Gegenwart des heiligen und liebevollen Gottes aus.

Eine Ursache, warum man in der Zeit, ehe ich ins Haus gekommen war, so selten zum Beten kam, war die üble Gewohnheit, spät zu Bette zu

gehen und so auch spät aufzustehen. Des Abends war man durch das lange Aufbleiben verdrießlich geworden, und des Morgens erschien man dann mit einer gewissen Trägheit, welche dem Geist keine Lust zum Beten ließ. Dieß mußte anders werden, wenn meine Erziehung in etwas gedeihen sollte. Da ich bald wahrnahm, daß die Eltern meiner Zöglinge Vertrauen in mich setzten, so machte ich Ihnen hierüber eine Vorstellung, bemerkte, wie eine solche Lebensweise für die Gesundheit ihrer Kinder so nachtheilig sey, und bat es mir aus, sie möchten mir die Kinder überlassen. Dieß thaten sie gerne, denn sie konnten nun desto ungehinderter den Zirkeln leben, die sie theils in ihrem Hause hielten, theils in andern Häusern fanden.

Mit dem frühen Aufstehen wollte es anfänglich meinen Zöglingen schwerer fallen, als mit dem frühen zu Bette gehen, aber in 14 Tagen gab sich die Sache, und sie beeiferten sich, mir zu Liebe die frühesten Stunden des Tages mit Lernen zuzubringen. Da sie wußten, daß es mir

besonders angenehm sey, wenn sie schöne Lieder, zum Beyspiel die von Gellert, recht gut auswendig lernten, so bemühten sie sich auch dießfalls aufs möglichste, ja lernten öfters mehr als ich von ihnen verlangte, nur um mir Freude zu machen.

Mit jedem Tage wuchs meine Liebe zu diesen Kindern, denn jeder Tag gab mir Beweise ihrer innigsten Liebe zu mir.

Ich war kaum einige Monathe da, so bekam ich einen Brief, ich möchte doch eilends nach Hause kommen, weil meine kranke Mutter ein sehr großes Verlangen nach mir habe. Da ich meiner Mutter, die mich mit sechs andern Geschwistern, unter vielen Sorgen und Entbehrungen auferzogen und so weit gebracht hatte, daß ich mit Ehren auf meiner Laufbahn stund, so vieles zu verdanken hatte, und ich daher mit meinem ganzen Hause an ihr hieng, so blieb mir nichts anders übrig, als mich auf einige Zeit von meinen Zöglingen zu entfernen. Wie ich ihnen sagte, daß ich sie auf einige Zeit verlassen müsse, und was mich hiezu veranlasse, so waren sie eigentlich

traurig. Ich mußte Ihnen versprechen, recht bald wieder zu kommen, und wenn ich nicht bald wieder kommen könnte, doch zu schreiben, wie ich mich befinde, und wie ich meine liebe Mutter angetroffen habe. Die Trennung von diesen Lieben fiel mir, ob sie gleich nur auf kurze Zeit war, schwer. Kaum war ich acht Tage von Ihnen entfernt, so kam schon ein liebevoller Brief von Amalien, den August, Heinerike und Konstantin unterschrieben hatten, in dem sie fragten, wie ich angekommen sey und die Umstände meiner lieben Mutter gefunden habe. Welch ein rührender Beweis ihrer Anhänglichkeit an mich. Vier Wochen dauerte mein Aufenthalt bey meiner guten Mutter, und in dieser Zeit bekam ich vier Briefe von meinen Zöglingen, alle lebendige Ausdrücke ihrer großen Liebe zu mir.

Da diese Kinder so viele Liebe zu mir zeigten, so war eine meiner Schwestern sehr begierig, dieselben kennen zu lernen, und entschloß sich mit mir zu reisen. Ich hatte den Tag meiner Ankunft geschrieben, und schon zwei Stunden von

der Stadt, in der wir wohnten, warteten da die lieben Kinder in Frauenholz, einem Gut ihres Vaters, auf mich. Als sie meinen Wagen herbeyfahren sahen, sprangen sie aus dem Hause heraus und mir mit Freuden zu. Da sie hörten, daß das Frauenzimmer welches ich mit mir brachte, meine Schwester sey, so bezeugten sie auch hierüber ihr Vergnügen, und sagten ihr sogleich, wie leid es ihnen gethan habe, daß ich so lange von ihnen weggewesen sey, und wie froh sie wären, daß sie mich nun wieder hätten.

Wir säumten nun nicht lange, uns in die Stadt zu begeben. Da ich mich sogleich nach meiner Ankunft zu Herrn von Blankenstein begab und demselben meine Schwester vorstellte, so sagte er mir: Ich weiß nicht, was sie mit meinen Kindern machen, sie konnten es kaum erwarten, bis Sie wieder kamen; ich glaube, sie wären nicht so traurig, wenn ich Jahr und Tag weg wäre, als sie öfters in den vier Wochen waren, in denen sie nicht mit Ihnen umgehen konnten. Mich freut es übrigens gar sehr, daß meine

Kinder eine so große Liebe zu Ihnen haben; behalten Sie dieselben ferner lieb, so sehe ich dem herrlichsten Erfolg von Ihrer Erziehung entgegen.

Aufs neue wurde nun die Liebe, die zwischen mir und meinen Zöglingen statt fand, angeknüpft, und es gab in den vier Jahren, in welchen ich ihr Lehrer war, nie einen Anlaß für mich, an ihrer großen Liebe zu mir zu zweifeln.

Die Liebe, die sie zu mir hatten, trugen sie auch auf meine Schwester, und auf meine ganze Familie über. So lange meine Schwester da war, so waren sie Alle darauf bedacht, ihr auf eine unschuldige Weise ihren Aufenthalt angenehm zu machen. Sie hatten zufällig erfahren, daß ihr Geburtstag am ersten May sey, an dem sie gerade bey uns war, und nun machten sie derselben früh Morgens mit Blumenkränzen, in welchen ihr Name verflochten war, Geschenke, und legten denselben auch noch ein silbernes Etui bey. Nicht sowohl die Geschenke, als vielmehr die Beweise der Liebe zu mir, machten mir große Freude.

Mit Mühe konnte sich meine Schwester von diesen liebreichen Kindern trennen. Endlich

mußte es doch seyn. Die Kinder trauerten an dem Tag ihrer Abreise, beschenkten nicht nur sie, sondern gaben ihr auch für meine liebe Mutter ein Geschenk mit, welches August mit einem Schreiben begleitete. Der Inhalt dieses Briefs, den mir einige Zeit nachher meine liebe Mutter zuschickte, war folgender:

Verehrungswürdige Frau Mutter unsers lieben Herrn Agaths,

„ Sie haben uns, ohne daß Sie es wußten, „ eine große Wohlthat erzeigt, da Sie uns an „ Ihrem lieben Herrn Sohn einen so guten Lehrer, „ und so lieben Freund erzogen. Wir danken „ Ihnen dafür recht herzlich. Sie können sich „ vielleicht nicht recht vorstellen, wie lieb uns Ihr „ Herr Sohn ist. Das soll Ihnen aber Ihre „ Jungfer Tochter sagen, und da werden Sie „ hören, daß wir unsern eigenen Vater nicht „ mehr lieben können, als wir Ihren guten „ Herrn Sohn lieben. Machen Sie nur, daß er „ recht lange bey uns bleibt! wir lernen so viel „ gutes und immer so gerne bey ihm, und

„ machen auch dadurch unsern lieben Eltern
„ viele Freude. Diese bitten Sie, Sie möchten
„ bald hieher kommen. Thun Sie doch das, das
„ wird für uns alle eine große Freude seyn.
„ Kommen Sie, Sie sind gewiß gerne bey uns,
„ denn Sie werden sehen, wie lieb uns allen
„ Ihr guter Herr Sohn ist. Nehmen Sie das
„ Wenige, was wir Ihrer Jungfer Tochter
„ mitgeben, als ein Zeichen unserer Liebe zu
„ Herrn Agath auf. Leben Sie wohl! Es verehren
„ Sie die Zöglinge Ihres lieben Herrn Sohnes

August, Amalie, Heinerike, Konstantin,
von Blankenstein.

Dieser in ungeheuchelter Liebe geschriebene Brief rührte mich zu Thränen, besonders, wenn ich bedachte, wie es dem edlen und vortrefflichen Lehrer der Eppenthalschen Kinder gieng.

Herr Bonstatt war eben so, wie ich, für seinen Beruf eingenommen; er hatte den nemlichen Eifer, an seinen Kindern etwas Herrliches zu erziehen, und war ganz dazu geeignet, dieselbe durch Liebe an sich zu ziehen. Allein seine Absicht

schlug durchaus fehl. Der Ton in dem Eppenthalschen Hause war grundverdorben. Die Kinder, von denen die Eltern immer los seyn wollten, hielten sich oft in der Bedientenstube auf, und hatten eine Freude an den Zoten und Possen, welche diese Leute trieben, und immer mehr trieben, je mehr sie merkten, daß sie damit den Junkern und den Fräulein wohlgefielen. Da war nun für den guten Bonstatt ein wüstes Feld zu bearbeiten! Er wollte zuerst die Kinder aus der fatalen Bedientenstube entfernen, allein umsonst. Dort war ihnen wohl, dort durfte und wollte ihnen Niemand widersprechen, dort konnten sie sagen und treiben, was sie wollten. Rief sie Herr Bonstatt aus dieser Peststube weg, so folgten sie ihm nur mit Unwillen, und sannen darauf, wie sie ihn in den Lectionen ärgern wollten, oder waren auch, wenn sie gerade das nicht zur Absicht hatten, so zerstreut, daß sie durchaus nichts lernten. Das war nun ein eigentlicher Jammer für ihn; er, der so viel Gutes stiften wollte, sah sich so beschränkt. Es

grif ihn an, der Edle wurde krank. Aber auch hier zeigte sich die Lieblosigkeit der Zöglinge. Sie konnten es nicht verheelen, daß ihnen die Krankheit ihres Lehrers willkommen sey, weil sie nun ungestört in der Bedientenstube seyn könnten; sie giengen nur selten zu ihm hin, und wenn es auch geschah, daß sie sich erkundigten, wie er sich befinde, so geschah dieß mit solcher Kälte, daß der kranke Lehrer immer viele Thränen darüber vergoß.

Glücklicher als Bonstatt war nicht nur ich, sondern auch ein anderer Freund von mir, Herr Kalberg bey dem Baron von Stambach. Dieser mit Sorgfalt erzogene, feine, kenntnißreiche und in jedem Betracht gebildete Edelmann drang darauf, daß auch seine Kinder frühe etwas lernen, und zu einer wahren Bildung geleitet werden sollten. Er nahm daher auch für seine Kinder frühe einen Hauslehrer und Erzieher an, dem er nicht gerade zumuthete, bey seinen Kindern die Kindsmagd zu machen, dessen Liebe er aber dieselben bestens empfahl, und von dem er

hoffte, er werde durch Erzählung allerley, für das Kindes-Alter angemessener Geschichtchen ihren Verstand zu wecken wissen, und durch Anmerkungen über die Werke der Natur ihre Seelen auf die Erkenntniß Gottes, und ihre Herzen zur Liebe desselben erwecken. Dieß that nun mein Freund. Herr von Stambach freute sich darüber, und ehrte ihn, so sehr er es nur erwarten konnte, und die Zöglinge hiengen so an ihm, daß es eine wahre Lust war, um sie zu seyn.

Der Eintritt meines Freundes geschah kurz vor Weihnachten, und da bekam er bald Gelegenheit einzusehen, er sey unter guten Menschen, welche alles Gute, was man an ihnen thue, mit Dank erkennen. Am dritten Weihnachtstage sagten ihm die Kinder voll Freude, heute werde der Herr Schullehrer von dem Dorfe Bärenthal, auf dem sich Herr von Stambach des Sommers aufhielt, in die Stadt kommen, und einige Tage bey ihnen bleiben. So! sagte mein Freund, der Herr Schullehrer muß euch recht lieb seyn,

daß ihr über seinen Besuch eine so große Freude habt. Ja wohl! erwiederten die Kinder. Er ist ein gar guter Mann, Sie werden ihn gewiß auch bald lieben. Denken Sie nur, er hat nicht nur uns, sondern auch schon unsern Papa, das Lesen gelehrt.

Kalberg war nun begierig, den geliebten Schullehrer kennen zu lernen. Der Vormittag gieng hin, und er hörte und sahe nichts von ihm; wohl dachte er, er müsse gekommen seyn, denn die Kinder, die sonst in den Feyertagen, in dem Zimmer neben ihrem Lehrer spielten, hatten sich verloren. Die Zeit kam, daß man zur Tafel gieng, Herr Kalberg gieng in das Speisezimmer. Kaum war er in dasselbe getreten, so führte ihm Herr von Stambach einen silbergrauen Mann zu, von dem er sagte: Sehen Sie, diesem lieben Mann haben meine Kinder und selbst auch ich die Anfangsgründe im Lesen und Schreiben zu verdanken. Ich empfehle Ihnen denselben zur Freundschaft. Herr Kalberg gab nun dem alten Schullehrer die Hand, und

erkundigte sich, wie er hiehergekommen sey, da er doch fünf Stunden von der Stadt lebe. Das geschicht mir leicht, erwiederte der alte Mann, Herr von Stambach läßt mich alle Jahre um diese Zeit von Bärenthal in seiner Equipage holen, und auch ebenso wieder hinführen. Mein Freund erstaunte über die Achtung, welche Herr von Stambach seinem Lehrer erzeigt, und wurde augenscheinlich darüber weiter überzeugt, da der gnädige Herr, der mehrere gute Freunde zur Tafel geladen hatte, den guten Greis an seine Seite setzte, und darüber die vornehmen Herren nicht einmal um Verzeihung bat, daß er einen Dorfschulmeister so ehre.

Dieses Benehmen gegen den alten Mann, erregte in meinem Freund ein großes Zutrauen zu der Familie, mit der er sich so eng verbunden hatte. War, dachte er, dieser einfache Mann im Stande, die Liebe der Eltern und der Kinder sich zu erwerben, so wird es mir auch nicht schwer werden, mich der Liebe derselben zu versichern. Es gelang ihm auch wirklich in

vollem Maaſe, und er arbeitete gern in einem Haus, in welchem ihm die Liebe der Kinder, und nicht weniger die der Eltern, ſo offen und herzlich entgegen kam.

An dem alten Schulmeiſter lernte er auch wirklich einen ſehr achtbaren Mann kennen, der das, was er trieb, mit Verſtand behandelte, und ſchon vor 60 Jahren Manches ſo behandelte, wie es heut zu Tag die geſchickteſten Kinder-Lehrer behandelt wiſſen wollen.

Nach drey Tagen wollte der alte Mann wieder in ſein Bärenthal zurück, allein der gnädige Herr ſagte: Sie müßen dießmal noch über das neue Jahr bey uns bleiben. Da es ihm in dem Hauſe ſeines Patrons ſo wohl gieng, ſo ließ er es ſich gefallen, ob er gleich Anfangs nicht daran wollte, weil ſeine Schulkinder im Bärenthal zu lange ohne Unterricht ſeyen. Alles redete ihm zu, und er blieb.

Liebenzolls Amtsjubiläum.

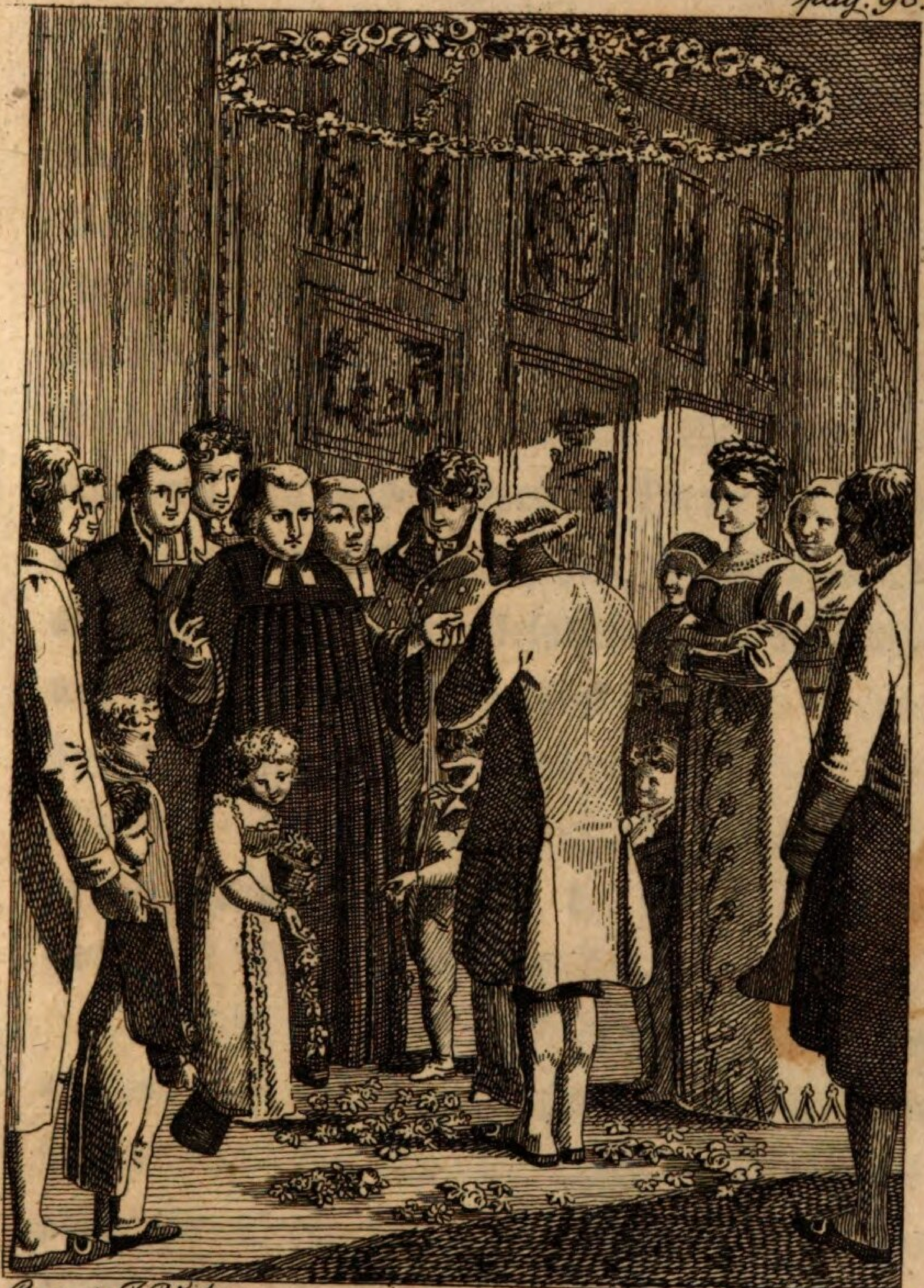
Den 4. Jenner sagte Herr von Stambach des Morgens beym Frühstück meinem Freund: Heute wollen wir recht vergnügt seyn. Es ist nemlich gerade 50 Jahre, daß Herr Liebenzoll das Schulamt in meinem Dorfe erhielt; ich will ihm ein Fest geben, darüber er sich freuen soll. Er verabredete nun mit Kalberg das Nöthige. Die Feyerlichkeit gieng Mittags um 11 Uhr vor sich. Die Vorbereitung geschah, ohne daß Liebenzoll etwas ahndete.

Herr von Stambach hatte die drey Stadtgeistlichen und Stadtschullehrer zu sich gebeten, und von Bärenthal den Orts-Geistlichen, zwey brave Männer, und eben so auch zwey brave Weiber, nebst zwölf Schulkindern holen lassen, und seine Frau Schwester von Adelberg eingeladen. Wie alle Geladenen beysammen waren, kam Frau von Adelberg, auch einst Schülerin des Greises, ganz unvermuthet auf das Zimmer

meines Freundes, wo der Greis sich aufhielt, bezeugte ihm ihre Freude über sein Wohlseyn und lud ihn ein, er solle mit ihr in das Zimmer ihres Herrn Bruders kommen, Liebenzoll folgte. Aber wie erstaunt war er, als ihn die gnädige Frau am Arm führte, und er bey Eröffnung des Zimmers einen Theil seiner Schuljugend, seinen würdigen Herrn Ortsgeistlichen, vier brave Glieder der Gemeinde, und noch so viele andere Personen antraf; und wie überrascht wurde er, als ihm ein fröhlicher Gesang seiner Kollegen, der Stadtschul-Lehrer, verkündete, heute sey sein Jubelfest. Nach dem Gesang der Schullehrer hielt der edle Stambach eine kleine Rede an den guten Greis, in welcher er ihm für das, was er selbst einst bey demselben gelernt, und für das, was auch seine Kinder von ihm gelernt, rührend dankte. Der Geistliche von Bärenthal dankte ihm im Namen der Gemeinde für seine vielen Verdienste, die er sich in 50 Jahren gemacht, und die Deputirte, auch einst seine Schüler, drückten ihm mit den zwölf Kindern

recht dankbar unter vielen Thränen die Hände. Tiefgerührt stand der Jubilant da. Es war ihm nicht möglich, ein Wort hervorzubringen. Auch mein Freund war ganz gerührt. In einem so vornehmen Hause hatte er eine solche Achtung für einen Lehrer, der nur im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht geben konnte, nicht geahndet. Der Ausdruck dieser achtungsvollen Liebe war ihm eine rührende Weissagung von der Liebe, die er bey treuer Erfüllung seiner Pflichten in diesem Hause zu erwarten habe.

Stambach ließ es bey dieser Auszeichnung seines lieben Schullehrers nicht bewenden. Es wurde ihm zu Ehren ein festliches Mahl gegeben, an welchem die Geistlichen und Lehrer der Stadt, so wie der Geistliche, die Deputirten und Kinder von Bärenthal Antheil nehmen durften. Mitten auf dem Tische war ein kleiner Obelisk, mit der Aufschrift: Achtung dem Jubelgreis, Karl Liebenzoll. Beym Nachtisch wurde demselben ein schöner silberner Pokal von Emilie von Stambach überreicht, auf dem die



Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. G. Laminit.

Tiefgerührt stand der Jubilant da.

Worte: dem guten Lehrer von unserm Vater und uns, am Tage seines Jubelfestes, gegeben, Karl, Emilie, Clara und Wilhelm von Stambach eingravirt waren. Durchaus herrschte eine hohe Freude. Den andern Tag begleitete Herr von Stambach mit seiner lieben Schwester von Adelberg den lieben Greis. Dieser mußte sich neben sie in den Wagen setzen, nächst demselben mein Freund mit dem Geistlichen von Bärenthal und den Stambachschen Kindern, und in einem dritten Wagen die Deputirten mit den zwölf Kindern. Dieß erregte allgemeines Aufsehen in in der Stadt, in welcher die Vornehmen eben gar keine Achtung für den Lehrstand hatten.

Besonders ärgerlich war dieß einer Frau von Schönbrunn. Es war zwar dieselbe nichts weiter, als die Tochter eines Landkrämers, aber ihr Stolz war desto größer. Sie hatte einen alten Mann geheirathet, der mit ihr fünf Kinder erzeugt hatte. Diese ließ sie nun durch Kandidaten des Predigtamtes unterrichten, würdigte aber dieselben nie einer Unterredung über

den Unterricht ihrer Kinder, und fragte auch nie nach dem Verhalten derselben. Da einer der Kandidaten sehr arm war, so spottete sie sogar in Gegenwart ihrer Kinder über die geringe Kleidung desselben. Wie konnten diese Kinder eine Achtung vor ihren Lehrern, wie Liebe zu denselben bekommen! Sie erlaubten sich auch alle mögliche Beleidigungen gegen dieselben, und trieben ihre Ungezogenheit so weit, daß bis auf den sehr armen Andrast alle den Unterricht aufgaben. Frau von Schönbrunn kam nun in ihrer Verlegenheit, da sie ihre Kinder ohne Unterricht sah, auf den Gedanken, den Sohn ihres Oheims, der in einem zwölf Stunden entfernten Dorfe Schulmeister war, als Lehrer ihrer Kinder anzunehmen. Der junge Mann, welcher noch nicht lange von der Universität zurückgekommen war, hielt es für ein großes Glück, sich sobald in den Stand gesetzt zu sehen, mit seinen fleißig eingesammelten Kenntnissen Andern nützlich zu zu werden, und versprach sich zum Voraus einen

angenehmen Aufenthalt in dem Hause seiner vornehmen Anverwandtin. Allein er irrte sich sehr. Bey seiner Ankunft empfieng ihn zwar Frau von Schönbrunn mit einer besondern Höflichkeit. Das freute ihn sehr. Einige Tage nach seiner Ankunft gab sie ein großes Gastmahl. Des Morgens ließ sie Herrn Freymuth zu sich rufen, und sagte ihm: Sie werden wohl schon von meinen Kindern wissen, daß ich heute ein großes Fest gebe, wozu ich Herrn von Eppenthal, Steinbrück, Zollbein und Schmidtberg mit ihren Familien eingeladen habe. Ohne Zweifel werden Sie sich, da Sie in ihrem Leben noch nie unter so vornehmen Personen gewesen sind, in einer Verlegenheit befinden, wenn Sie denselben unter die Augen treten sollen; ich will Sie von dieser Verlegenheit befreyen, und Ihnen das Essen auf Ihr Zimmer schicken; oder Sie können, da meine Kinder heute nicht lernen, auf meine Kosten einen Spaziergang auf ein nahes Dorf machen. Nein, gnädige Frau! das werde ich nicht thun, versetzte Herr Freymuth; ich fürchte

mich nicht vor den vornehmen Herren und Frauen, ich werde also auch wie gewöhnlich zur Tafel kommen, und muß kommen, denn ich habe ja auf das Betragen ihrer Kinder, meiner Zöglinge, auch über Tisch Acht zu geben. Ach! thun Sie das nicht. Meine Kinder kämen durch ihre Gegenwart in Verlegenheit. Sie haben sich ohne dieß schon darüber beklagt, daß Sie sie immer Vetter nennen, und da müßten sie sich ja schämen, wenn sie eben so vor der ansehnlichen Gesellschaft von Ihnen angeredet würden. Bleiben Sie also nur von der Tafel weg. Ich muß Ihnen sagen, daß ich keinen Platz mehr für Sie habe. Nun, wenn das ist, so muß ich Ihnen auch sagen, daß Sie in einem Vierteljahr sich nach einem andern Lehrer umsehen können, sprach Freymuth. Er hielt auch Wort, denn Alles, was er an der Familie von Schönbrunn that, wurde nicht nur von der Mutter, sondern auch von den Kindern mit Lieblosigkeit aufgenommen!

Des Apothekers Kernsteins Familie.

Edler, wenn gleich nicht so vornehm, war der Ton in dem Hause des Apothekers Kernstein, der nicht reich, sondern höchstens wohlhabend zu nennen war, da seine Familie die Zahl von 9 Kindern hatte. Alles lag diesem würdigen Manne und dessen treflichen Gattin daran, daß die Kinder nicht nur recht viel lernten, sondern auch recht gut in ihren Herzen wurden. Sie sahen daher besonders auch darauf, daß die Leute, durch welche ihre Kinder unterrichtet werden sollten, von gutem Charakter wären, und es gelang ihnen, mit solchen Leuten in Verbindung zu kommen, da allgemein bekannt war, wie man in dem Kernsteinischen Hause nicht nur von den Eltern sehr geehrt war, sondern auch die Liebe der Kinder genoß. Besonders rühmte dieß die geschickte, verständige und gar gutmüthige Wittwe des Predigers Brandenberg. Diese Frau errichtete, um sich auf eine honnette

Weise fortzubringen, ein Mädchen-Institut, in dem sie die Kinder, die zu ihr kamen, nicht nur in allerley weiblichen Arbeiten, Nähen, Stricken, Sticken u. s. w., sondern auch in den Anfangsgründen der Religion unterrichtete. Da sie als eine sehr geschickte und wirklich fromme Frau bekannt war, so bekam sie in kurzer Zeit sehr viele Schülerinen. Unter allen waren ihr aber keine lieber, als die Kernsteinischen, da diese ihr nicht nur mit aller Achtung begegneten, sehr fleißig und gehorsam waren, sondern auch eine wahre Liebe zu ihr zeigten. Sie freute sich jedesmal auf die Stunde, in welcher diese Kinder zu ihr kamen, und diese auf die Stunde, in welcher sie zu ihr gehen durften. Kurz vor der Lection hatte einmal Frau Brandenberg einen Brief erhalten, der sie viele Thränen kostete. Man schrieb ihr nemlich: das Haus ihrer Freundin Bruckner sey von den feindlichen Soldaten ganz ausgeplündert, und die gute Frau mit ihren Kindern dabey in solche Aengsten gesetzt worden, daß dieselbe vor Jammer erkrankt

und bald darauf gestorben sey. Munter und fröhlich waren die guten Kinder von Kernstein in das Lehrzimmer getreten. Sie trafen aber dießmalen, was ungewöhnlich war, ihre Lehrerin nicht an. Sie warteten, und sie kam nicht. Nun sprangen andere Kinder, die mit ihnen gekommen waren, wieder fort. Sie aber blieben noch zurück. Karoline, die älteste unter denselben, sagte: ich will doch sehen, wo unsere liebe Frau Brandenberg ist, und gieng durch ein paar Zimmer, bis sie sie fand. Da sah sie dann die gute Frau, die sie vor Kummer nicht einmal wahrnahm, auf den Knieen liegen, und hörte sie beten: Ach Gott! erbarme dich doch der armen Kinder meiner lieben Freundin! Schenke diesen Waisen gute Seelen, die sich ihrer annehmen, sie erziehen und unterrichten lassen! Karoline, die nicht wußte, was vorgegangen war, warum ihre gute Lehrerin so weine, trauerte auch, als sie die Trauer derselben wahrnahm, und fieng auch an zu weinen; da sie sogar laut

weinte, so merkte die bekümmerte Frau erst, daß sie nicht allein sey, blickte um sich, und sah das weinende Mädchen. Ach! was ist dir? liebe Karoline! rief sie aus, als sie dieselbe in Thränen sah. Nichts, antwortete das zärtliche Kind. Aber du weinest ja! Ich weine, weil ich Sie habe weinen sehen, und denke, Sie müssen sehr leiden, da Sie so sehr weinen. O du gute Seele! wie lieb mußt du mich haben, da du über meine Thränen weinst! Nun, ich will dir sagen, warum ich weine. Aber, wo sind dann deine Geschwister, wo die andern Kinder? Meine Geschwister sind in dem Lehrzimmer, die andern Kinder sind fort. Frau Brandenberg gieng nun mit der traurigen Karoline fort zu den andern Kernsteinischen Kindern, die nicht wußten, was das sey, daß Karoline und die gute Frau weine. Nun wurde den Kindern der Inhalt des Briefes mitgetheilt. Alle weinten laut über das Unglück der armen Waisen. Die 10jährige Pauline sagte: Wissen Sie was, Frau Brandenberg, lassen Sie die Kinder zu sich

kommen, wir wollen denn dieselben recht gern haben; da wir wissen, daß sie Ihnen so lieb sind, wollen wir sie sehr oft in unser Haus nehmen, und sie, weil Sie nicht viel Platz haben, auch bey uns schlafen lassen. Das ist gut von euch, aber ihr kennet ja die Kinder nicht. Ich weiß wohl, sagte Karoline, aber ich sage auch, wie Pauline, weil wir wissen, daß Ihnen diese Kinder so lieb sind, so haben wir die Kinder zum Voraus gerne. Sie haben uns schon so viele Beweise der Liebe erzeigt, warum sollten nicht auch wir Ihnen Liebe erzeigen? Frau Brandenberg ließ wirklich die zwey Brucknerschen Waisen kommen, und Herr Kernstein nahm eines derselben auch noch zu seinen 9 Kindern, weil diese ihn gebeten hatten, er sollte dieß ihrer guten Lehrerin zu lieb thun. Hiedurch wurde die Verbindung der Frau Brandenberg mit den Kernsteinischen immer enger und herzlicher.

Prediger Ohrenberg.

Eben so edel, als Kernstein, dachte und handelte auch dessen Schwager, der Prediger Ohrenberg. Ohrenberg, dessen Vater einst ein reicher Kaufmann war, der durch die Zeitumstände aber ungemein in seinem Vermögen herabgekommen war, unterhielt, ob er gleich kein andres Einkommen als seine nicht reichliche Besoldung hatte, eine alte 70jährige Person in seinem Hause, die ihm, da sie taub, und beynahe ganz blind war, durchaus keinen Verdienst mehr leisten konnte. So wenig man diese alte Frau sah, so bemerkte man doch immer, daß sie vom ganzen Haus geachtet und geliebet werde, und daß ihr insbesonders Herr Ohrenberg viele Aufmerksamkeit schenke. Die Ursache, warum es dieser Frau so wohl gieng, gab Herr Ohrenberg selbst an, indem er sagte: die gute Frau hat meinen lieben Schwestern, zu der Zeit, da mein Vater noch reich war, keine Ruhe gelassen, bis sie in

allen Dingen, die ein Frauenzimmer zu wissen nöthig hat, recht Vieles und Alles recht gründlich, nicht blos oben hin, wie dieß sonst bey den Töchtern reicher Eltern der Fall ist, lernten, und sie ermuntert, sich eines tugendhaften Lebens zu befleißigen. Sie hatte einst selbst große Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten und wandte vielen Fleiß und Geduld auf den Unterricht meiner Schwestern, und gab denselben durch ihre eigene Rechtschaffenheit das herrlichste Muster weiblicher Tugenden. Durch dieses alles hat sie sich sehr verdient um uns gemacht, und ist unserer Liebe werth. Da ich unter meinen Geschwistern das erste bin, welches ein gewisses Einkommen erlangte, so habe ich diese Person, die durch ihre Lehren und Ermahnungen meinen Schwestern so Vieles genützt hat, zu mir genommen, damit ihr noch durch meine Achtung und Liebe das Alter versüßt werde. Meine Schwestern erinnern sich ihrer Lehrerin eben so sehr mit Liebe, als sie sich nach ihren Kräften beeifern, derselben Gutes zu thun. Lotte, meine ältere Schwester, die frühe sehr viele

Anlagen zum Malen zeigte, legte den Grund zu der Fertigkeit, die sie nun darin besitzt, durch das Zeichnen, worinn ihr unsere gute alte Ladnerin Anleitung gab; und brachte es in der Musick, wozu sie von eben dieser ermuntert wurde, sehr weit. Die Kenntniß und Fertigkeit im Malen und in der Musick kam meiner Schwester nach dem Unglück meines Vaters sehr wohl. Sie war nicht lange in Verlegenheit, wie sie sich nun ohne Vermögen durch die Welt bringen wolle. Ein Freund unsers Hauses empfahl sie einem deutschen Hause in Venedig zur Gouvernantin, und accordirte für sie einen ordentlichen Gehalt. Sie ist nun glücklich, und sieht immer mit Dank auf ihre erste Lehrerin und rechtschaffene Freundin Ladnerin zurück, der sie manches Geschenk macht. Eben so dankbar ist meine jüngere Schwester, Rosalie. Es hatte zwar dieselbe keinen Kunstsinn, aber von jeher desto mehr Sinn für das häusliche Leben, und die für dasselbe erforderliche Kenntniß und Geschicklichkeit. Ladnerin, welche dieß bemerkte,

gab sich alle Mühe, sie zu einer recht geschickten Hausmutter zu machen, lehrte sie mit allem Fleiß das, was eine Frauensperson am Nähtisch und in der Küche verstehen muß. Es spotteten zwar öfters die Fräulein anderer reichen Kaufleute, wenn sie meine Schwester am Nähtisch oder in der Küche fanden, allein Ladnerin sagte immer: Mache nur fort, Rosalie! man weiß nicht, wie und wo man das, was man in der Jugend lernt, brauchen kann. Und es ist, sie hätte dieß in einem prophetischen Sinne gesagt, denn eben die Geschicklichkeit in den häuslichen Geschäften verschaffte auch dieser meiner Schwester eine einträgliche und angenehme Stelle in der Schweiz. Auch Rosalie ist dankbar gegen die alte Frau. Sie und meine ältere Schwester, Lotte, rühmen es oft in ihren Briefen, wie sehr sie der Ladnerin auch dafür so dankbar seyen, daß sie frühe von ihr herrliche Lieder von Gellert, und andern frommen Männern gelernet hätten, Lieder, welche ihnen schon oft den grösten Trost in der Einsamkeit und den Prüfungen dieses Lebens gewährt, und

sie im Kampfe gegen die Thorheiten des Leichtsinnes gestärkt hätten. Den letzten Punkt hob besonders Lotte, die bey ihrer schönen Gestalt in dem großen Venedig so vielen Versuchungen ausgesetzt war, aus, und bat mich jedesmal, der fromen Ladnerin ihren besonders innigen Dank hiefür zu sagen.

Wie glücklich war die würdige alte Frau, sich solche edle Personen, durch ihre mancherley Lehren verbindlich gemacht zu haben!

Meister Siegfried.

Mit gleichem Danke gegen einen ehemaligen Lehrer bezeugte sich Meister Siegfried in Eichthal. Dieser war der Sohn sehr armer Eltern, die sogar nichts auf ihn wenden konnten, daß sie ihn zum Betteln anzuhalten sich genöthigt sahen. Unter diesen Umständen blieb der junge Siegfried im Lernen sehr zurück, denn er kam nur selten in die Schule. Die Zeit der Konfirmation rückte heran. Es war nun hohe Zeit, daß Siegfried

etwas lernte, wenn er sollte confirmirt werden. Der Lehrer des Orts, Herr Redlich, wußte, da Siegfried an einem andern Orte gebohren war, nicht einmal, wie alt derselbe sey, und erschrack eigentlich, als er hörte, er habe schon 12 Jahre zurückgelegt. Er versprach alles zu thun, um den jungen Menschen noch so weit zu bringen, daß ihn der Herr Pfarrer confirmiren konnte, und hielt Wort. Im 14. Jahr war der junge Siegfried der Geschickteste unter den Confirmanden, konnte fertig und mit Ausdruck lesen, schön schreiben, gut rechnen, und hatte auch gar viele Sprüche mit Verstand auswendig gelernt. Der Herr Pfarrer hatte eine rechte Freude an ihm. Da Siegfried so gut gelernt hatte, so meinte Herr Redlich, es wäre Schade, wenn der arme Mensch nicht eine Profession lerne, und gab sich viele Mühe, ihn in der Stadt bey einem geschickten Professionisten unterzubringen. Er hörte, daß Meister Kämpfer ein geschickter Tuchmacher sey, gieng zu demselben, und bat ihn, er möchte den jungen Siegfried in die Lehr

aufnehmen. Kämpfer, der selbst nicht arm war, erfüllte die Bitte. Siegfried lernte nicht nur recht brav, sondern hielt sich auch recht gut, und brachte es in der Folge so weit, daß ihm Meister Kämpfer seine Tochter zur Ehe gab. Herr Redlich wurde indessen Alters halber zur Ruhe gesetzt, bekam aber eine sehr kleine Pension, die ihm manchen Seufzer auspreßte. Als Siegfried erfuhr, wie es seinem alten Lehrer in Rupertsau gehe, so machte er sich sogleich auf den Weg zu demselben, um ihm sein Mitleiden zu bezeugen. Er that dieß in der That, indem er demselben ein Wochengeld von f 2. aussetzte. Noch 6 Jahre lebte Redlich. Siegfried gab diese Unterstützung immer gar gerne, schickte dem alten Manne auch noch überdieß manche andere Geschenke, und versicherte jedesmal, daß er glaube, er könne nie zu viel an Herrn Redlich thun, da derselbe ein so treuer Lehrer von ihm gewesen sey, der den Grund zu seinem würdigen und guten Fortkommen in der Welt gelegt hätte.

Eben dieß bezeugte er auch laut und öffentlich bey der Leiche desselben.

Mit Vergnügen hörte ich, sagte Herr Agath, die Geschichten dankbarer Schüler und Schülerinnen, und theilte sie auch meinen Freunden, die, wie ich, Hauslehrer waren, mit, um dieselben, wenn sie etwa über ihre Lage klagen wollten, mit der Hoffnung zu stärken, auch sie würden, wenn sie treu, klug, und geschickt und fromm lehren, von ihren Zöglingen noch manche Freude in der dankbaren Liebe derselben einerndten. Ich selbst, sprach Herr Agath, erhielt in den 4 Jahren, die ich im Blankensteinischen Hause zubrachte, zu viele Beweise von Anerkennung meiner treuen Bemühungen um die Familie, als daß ich noch einer Stärkung von aussen her bedurft hätte. Am Ende der 4 Jahre, die ich den Edeln von Blankenstein gewiedmet hatte, wurde mir von dem Magistrat in Kligenstadt eine Pfarrstelle angeboten. Da gerade kurz vorher meine liebe Mutter gestorben war, und meine zwey jüngsten Geschwister noch nicht

ganz erzogen waren, so fand ich mich veranlaßt, den Antrag anzunehmen. Herr von Blankenstein hätte mich freylich gar gerne noch länger bey sich gehabt, und die Familie schmerzte es sehr, als sie hörten, ich werde sie verlassen; allein ich konnte mich der Pflicht, für meine Geschwister so gut als möglich zu sorgen, nicht entziehen.

Bereits war Alles zur Abreise gerüstet, als ich ganz unerwartet noch auf einige Monate zurück gehalten wurde. In der Nacht vor dem Morgen, an dem ich abzugehen gedachte, befiel mich ein Fieber, das in kurzer Zeit so bösartig wurde, daß der Arzt an meinem Aufkommen zweifelte. Allem ward aufgeboten, um mich zu retten. Alles im Hause war höchst betrübt, so lang es noch mit meinem Leben auf der Waage stund. Die Kinder weinten, wachten und beteten an meinem Bette. Ich war so krank, daß ich über eine Woche gar nichts von mir wußte. Als ich zum Erstenmal wieder meine Augen aufschlug, da erblickte ich neben mir meinen mir so ganz ergebenen August. Ich wollte reden, aber ich

war zu schwach, als daß ich einen lauten Ton hätte herausbringen können. Mein junger Freund bemerkte dieß, und neigte sich zu mir aufs Bette, um zu vernehmen, was ich wolle. So wie er hörte, daß ich etwas trinken möchte, so beeilte er sich, mir etwas Labendes zu reichen. Ich verfiel bald darauf in einen Schlummer. In der Zeit holte er Amalie und Konstantin, um Ihnen zu zeigen, daß ich wieder Leben habe. Das Erwachen aus meinem Schlummer, wie erfreulich war dieß! Ich sah an meinen 3 Zöglingen die gerührteste Freude über die Hoffnung, ich könne wieder ins Leben zurück kehren. Alle riefen aus: Gott sey Dank, daß wir Sie auf dem Wege der Besserung finden! Ach! wir haben alle täglich zu Gott um Ihr Leben geflehet, und haben auch Jedermann im Hause gesagt: man solle doch für Sie beten! O wie vergnügt sind wir über die Veränderung, die mit Ihnen vorgeht! Der Arzt hat es uns gesagt, jetzt sey nichts mehr für Ihr Leben zu fürchten. Schon diese Erklärung der guten,

mich so zärtlich liebenden Kinder, war gewissermassen eine stärkende Arzney für meinen Körper, eine sehr große Wohlthat für meine Seele.

Die Krankheit hatte sich gebrochen, aber nicht die Aufmerksamkeit auf mich. Die Liebe meiner Zöglinge sann auf alles, was mir auf meinem Krankenlager angenehm und nützlich seyn könnte. Amalie war geschäftig, um mir alle Getränke und Speisen, die mich stärken sollten, bereiten zu lassen, August saß viele Stunden bey mir, um mir aus Schriften von Salzmann, Glaz, Asmus und Krummacher vorzulesen, und Konstantin erzählte mir aus dem Kreise seiner Gespielen allerley, wovon er hoffte, daß es mich erheitern könnte.

Mit Gott kam meine wirkliche Genesung nach sieben Wochen zu Stande. Ich machte nun ernstliche Anstalten zu meiner so nöthigen Abreise. Die gute Familie hielt mich aber von einem Tag zum andern auf. Endlich mußte es doch geschieden seyn. Aber, ach! mit welchen Empfindungen von Kindern, die mich wie ihren

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. G. Laminit.

Ich vermochte nichts, als die Liebenden zu umarmen.

Vater liebten, und mir besonders auch in meiner Krankheit so viele Beweise der innigsten Liebe gegeben hatten! Ich traute mir nicht, den Abschied auszuhalten, und wollte daher des Morgens in aller Stille mich entfernen, und nur schriftlich mich beurlauben. Allein der Bediente, dem ich gesagt: er sollte Alles recht frühe bestellen, hatte meine Absicht verrathen, und so stunden, als ich die Treppe hinab kam, meine 3 Zöglinge schon an meinem Wagen, um mir ein Lebewohl zu sagen. Ich vermochte nichts, als die Liebenden zu umarmen. Voll des gerührtesten Andenkens an diese Guten, fuhr ich bey der ersten Station an, in der Absicht, meine Reise sogleich wieder fortzusetzen. Aber welch ein Erstaunen ergrif mich, als ich beym Aussteigen die ganze Blankensteinische Familie, Eltern und Kinder, vor mir sahe. Meine Kinder, sagte Herr von Blankenstein, haben sich noch einmal die Freude, Sie zu sehen, machen wollen, und da sind wir Ihnen auf einem andern Wege vorgefahren. Kommen Sie nun, und verweilen

Sie noch einige Stunden in unserer Mitte! Ich that dieß mit Vergnügen. Anfänglich konnte ich freylich nichts reden, denn eine süße Wehmuth erfüllte meine ganze Seele. Die Lieben, die um mich her in Engelsgestalt schwebten, öffneten aber bald meinen Mund, und schnell floßen in freundlichen und mitunter ernstlichen Gesprächen die Stunden dahin, die ich noch in der Mitte der Edeln zubringen durfte. Beym Abschied steckte mir Herr von Blankenstein einen schönen Ring an meinen Finger, zum Andenken an ihn, wie er sagte. August gab mir Ribbecks Predigten vom Wiedersehen, Amalie ein von ihr verfertigtes Blumensträuschen, in dem mehrere Vergiß mein nicht waren, und Konstantin im Namen seiner Mutter einige Flaschen stärkenden Weines.

Hätte ich mir nicht die große Bestimmung, der ich entgegen gieng, vor Augen gestellt, ich wäre über die Trennung von dieser mir so ganz geneigten Familie, vor Traurigkeit vergangen. Vergessen konnte ich sie nie, so sehr auch der

Gang meines nachherigen Schicksals verwickelt war, und mein Amt meine ganze Aufmerksamkeit erforderte. Vergessen konnte ich sie nicht, denn, wer sollte Menschen, die so innig lieben, wer sollte solche Engel, wie diese Kinder waren, vergessen können! Sie vergassen mich auch nicht, hiengen immer, und hangen noch mit reger Liebe an mir, ihrem ehemaligen Lehrer.

Sie hatten mich bey dem Abschiede gebeten, ich sollte Ihnen doch bald schreiben, wie es mir in Klingenstadt gefalle. Ich konnte im Anfang — da mich die Einrichtung in meinem Hauswesen, die Aufnahme meiner zwey Brüder, und die Uebernahme meines Amtes gar sehr beschäftigte — nicht dazu kommen, an meine liebe Blankensteinische Familie zu schreiben. Ehe noch 14 Tage um waren, brachte mir schon der Briefträger ein ganzes Paket von Briefen. Die drey Kinder hatten geschrieben, und ein Brief von der gnädigen Frau begleitete dieselben. Dieser lautete also:

Hochgeschätzter Herr Agath!

„Ihre Abreise hat eine große Trauer in mein
„Haus gebracht. So vergnügt die Kinder
„darüber waren, daß sie Sie noch einmal sehen
„durften, so niedergeschlagen sind sie jetzt.
„Alle Tage rufen alle aus: Ach! wenn doch
„nur Herr Agath noch bey uns wäre! es ist
„uns recht bang, wie es bey Herrn Stromberg,
„den wir täglich erwarten, gehen wird. Haben
„Sie doch die Güte, meinen Kindern zu
„schreiben, sie sollen diesem Herrn mit Vertrauen
„und Liebe entgegen kommen! ich weiß gewiß,
„wenn Sie das schreiben, so werden sie es
„thun, denn Sie gelten Alles bey meinen
„Kindern. Schon mußte ich denselben ver-
„sprechen, daß wir Sie anf den Frühling
„besuchen wollen, und das soll auch gehalten
„werden, denn ich muß Ihnen noch persönlich
„sagen, wie ich mich zum ewigen Dank gegen
„Sie für verpflichtet halte. Ihre große Liebe
„zu meinen Kindern hat auch mich meinen
„Kindern ganz gegeben, und mir den Weg zu

„ den glücklichen Gefühlen, von Gemahl und
„ Kindern geliebet zu werden, geöffnet. Möge
„ Sie Gott auf Ihrer neuen Bahn glücklich
„ machen, und Ihnen alles das schenken, was
„ ich Ihnen mit meinen lieben Kindern und
„ meinem Gemahl von ganzem Herzen wünsche!
„ Mit unwandelbarer Hochachtung

Ihre Freundin

Albertine von Blankenstein.

Dieser für mein Herz so gehaltvolle Brief der achtbaren Mutter meiner mir so theuer gewordenen Zöglinge, war mir ein höchst erfreulicher Zeuge, daß ich so glücklich gewesen war, die Blankensteinische Familie durch die Liebe eng mit einander zu verbinden.

Hatte mich das Schreiben der Mutter erfreut und gerührt, so empfand ich nicht weniger hohe Freude und tiefe Rührung über die Briefe meiner lieben Zöglinge. Konstantin schrieb:

Lieber Herr Agath!

„ Warum lassen Sie so lange nichts von sich
„ hören? alle Tage meinen wir, der Briefträger

„werde einen Brief von Ihnen bringen, und
„noch hat er keinen gebracht. Sind Sie denn
„wieder krank? ach! das wäre gar zu traurig;
„oder sind Sie nicht gern in Klingenstadt? ist
„das, so kommen Sie geschwind wieder zu uns.
„Wir wollen Ihnen entgegen gehen, und dann
„lassen wir Herrn Stromberg nicht ins Haus.
„Wir möchten eben bey Ihnen lernen, und mit
„Ihnen spazieren gehen. Sie haben uns so
„viel Gutes gelehrt, daß wir Ihnen immer
„dankbar seyn werden. Kommen Sie zu uns,
„oder wir kommen Alle zu Ihnen. Lassen Sie
„doch bald etwas von sich hören. Leben Sie
„wohl! und haben Sie immer lieb Ihren

Konstantin von Blankenstein.

Augusts Brief war folgenden Inhalts:

Verehrungswürdigster Herr Agath!

„Nur mit wenigen Worten konnte ich Ihnen
„beym Abschied danken für die viele Liebe, die
„Sie zu mir und meinen Geschwistern hatten,
„und für die schönen Kenntnisse, die ich mir
„durch Ihren sorgfältigen Unterricht erwerben

„ konnte. Ich wollte Ihnen heute meinen
„ Dank, der in jedem Augenblicke meines An=
„ denkens an Sie so rege in mir wird, schriftlich
„ ausdrücken, aber ich vermag es auch nicht,
„ denn Alles, was ich sage, wird immer nur
„ ein schwacher Ausdruck dessen seyn, was ich
„ für Sie fühle. Sie haben uns öfters gesagt,
„ der reinste Dank gegen Eltern bestehe in der
„ Bemühung, sich zur Freude und Ehre der
„ Eltern auszubilden. Diesen Dank will ich
„ nun Ihnen beweisen. Sie, edler Lehrer!
„ sollen in der Folge meines Lebens nichts, als
„ Ehre und Freude an mir erleben! und dieser
„ Entschluß, der fest in meiner Seele steht,
„ soll mir denn auch, wie ich hoffe, Ihre mir
„ so wichtige Liebe auf immer erhalten. Gott
„ segne Sie für die Treue, mit der Sie an
„ uns arbeiteten. Mit diesem Wunsche empfiehlt
„ sich Ihrer Liebe,

Ihr ewig dankbarer Schüler
August von Blankenstein.

Amaliens Brief lautete also:

Innigst verehrter Herr Prediger!

„Mit tiefer Rührung erneuere ich mir noch „oft die Stunde, in der wir uns von Ihnen „trennen mußten. Aber nicht nur die Stunde „der Trennung schwebt mir immer noch vor, „und bringt mein ganzes Herz in Bewegung, „sondern all' die großen Beweise Ihrer zärt„lichen Liebe zu uns sind es, die mir Ihr Bild „so oft in meiner Seele wieder herstellen. Sie „haben so viel Gutes an uns gethan, daß ich „gar nicht glaube, ich werde je im Stande „seyn, Ihnen einige Vergeltung dafür geben „zu können. Ich würde über meine Armuth, „die Ihre Verdienste nur rühmen, aber nicht „belohnen kann, untröstlich seyn, wenn ich „nicht von Ihnen selbst wüßte, daß Gott es „ist, welcher alle Verdienste um Kinder aufs „herrlichste belohnt. Der belohnenden Liebe „Gottes empfehle ich Ihr künftiges Schicksal. „Er trete an meine Stelle und beglücke Ihre „Tage! Genehmigen Sie noch die Versicherung

„ meiner innigsten Anhänglichkeit an Sie und „ meines unsterblichen Dankes, und gewähren „ Sie meine Bitte, fernerhin mir Ihre Freund„ schaft zu schenken.

Ihre Sie stets verehrende, dankbare Schülerin,

Amalie von Blankenstein.

In diesen Briefen lagen sprechende Beweise von der Liebe meiner Zöglinge zu mir. Ich erhielt solche nicht blos in den ersten Monaten meines Aufenthalts in Klingenstadt, sondern auch immer noch bis auf diese Stunde, und zwar oft überraschend. So erhielt ich anderthalb Jahre nach meiner Trennung von diesen Lieben, folgenden Brief von August:

Verehrungswürdigster Freund!

„ Vier Jahre lang war der 13. Merz ein sehr „ wichtiger Tag für uns, da wir an demselben „ Ihren Geburtstag feyerten. Es ist uns dieser „ Tag bis auf diese Stunde sehr wichtig, da „ Gott, indem er an demselben Sie, als „ Bürger dieser Erde, ins Leben kommen ließ, „ auch zugleich uns eine sehr große Wohlthat

„ erzeigte; denn Sie sind es ja, dem wir die „ vielen Kenntnisse, die nun unser Eigenthum „ geworden, und die guten Grundsätze der „ Religion zu verdanken haben. Nie sind diese „ Ihre Verdienste um uns in einige Vergessenheit „ gestellt worden! Aber heute an dem Tage, „ an dem wir sonst so fröhlich mit Ihnen waren, „ erneuert sich all' Ihre Liebe um uns! und „ eben heute mußte ich mich hinsetzen, um „ Ihnen zu sagen, daß wir nicht nur immer an „ Sie denken, sondern daß wir voll des innigsten „ Dankes an Sie denken, und Ihnen alles „ mögliche Gute wünschen. Ja! beglückt sey „ nicht nnr Ihr heutiger Geburtstag, sondern „ beglückt Ihr ganzes Leben! Wird Gott unsere „ Wünsche für Sie erfüllen, so schätzen wir uns „ glücklich. Wären Sie noch bey uns, so hätten „ Sie nach und nach das ganze Haus auf „ Ihrem Zimmer gesehen, um Ihnen zu gra„ tulieren. So riefen Ihnen aber aus der „ Ferne meine Eltern und Geschwister ein „ herzliches Sey stets glücklich! zu. Gott

„ stärke aufs Neue Ihre Lebenskräfte! dieß wird
„ große Freude seyn für

Ihren zum Dank verpflichteten Schüler,
August von Blankenstein.

Ganz überraschend war dieß Schreiben für mich, denn ich selbst hatte unter vielen Amtsgeschäften den 13. Merz übersehen, und hätte ich auch daran gedacht, daß mir Gott einst an diesem Tage das Leben gegeben, so hätte ich nie erwartet, daß dieser Tag jetzt noch den Blankensteinischen, als mein Geburtstag, im Gedächtniß seyn sollte. Ich ergrif diesen Beweis von fortdauernder Liebe zu mir, um einem jungen edeln Manne, der in der Nachbarschaft bey dem Baron Wassermann angestellt war, aber allerley zu klagen hatte, zu versichern, daß auf wahre Treue, mit der man die Kinder erziehe und lehre, gewiß Liebe von den Kindern, wenn sie nicht ganz bösartig seyen, erfolgen werde.

Ein Besuch, den ich in dem Blankensteinischen Hause bald nach Empfang des Briefes von August machte, gab mir die angenehme Ueberzeugung,

daß Herr Stromberg auf eben dem Wege fortgehe, auf dem ich angefangen hatte, und daß er so glücklich sey, von denselben geliebt zu werden. Gerade, als ich da war, kam auch mein Freund Kalberg vom Lande herein, und brachte mir den alten Liebenzoll, von dessen Jubelfeyer er mir erzählt gehabt hatte. Die Blankensteinische Familie erzeigte auch diesem alten Mann, wie uns, viele Aufmerksamkeit; denn es war ihnen eigen, gute und verdienstvolle Lehrer zu ehren.

Eine große Erbschaft und mit demselben ein ansehnliches Gut fiel um diese Zeit Herrn von Blankenstein zu. Da ihm seit der Geschichte, die er wegen humaner Behandlung des fremden Generals durchzumachen hatte, der Aufenthalt in der Nähe der Herren von Zollbein, Eppenthal, Steinbruck und der Frau von Schönbrunn, nicht mehr gemüthlich war, so kam ihm diese Erbschaft äusserst erwünscht. Er verließ seinen bisherigen Wohnort, und zog 40 Meilen weit auf sein neues, allerdings sehr ansehnliches Landgut.

Die ganze Gegend, besonders die Armen, verloren sehr viel durch die Entfernung der Blankensteinischen Familie. Amalie, August, Konstantin liessen noch den Tag vor ihrer Abreise mehrere dürftige Kinder zu sich kommen, denen sie nicht nur ihre entbehrlichen Bücher und Schreib-Materialien schenkten, sondern dieselben auch mit schön gebundenen Bibeln erfreuten, und noch manches an Kleidungsstücken, und Geld zurück ließen, was für dieselben von großem Werthe war.

Graf Liliensteins Gesinnungen gegen das Gesinde.

Das Haus, mit welchem die Blankensteinischen am meisten Umgang hatten, war das Haus des Grafen von Lilienstein. Sie suchten diesen Umgang nicht darum, weil dieses gräfliche Haus das vornehmste in der Gegend war, sondern darum, weil der edelste Ton in demselben herrschte. Der Herr Graf von Lilienstein war

nicht der Abkömmling einer altadelichen Familie, sondern der Sohn eines Predigers. Er hatte auch selbst die Theologie studiert, und kam, nachdem er seinen Studienlauf vollendet hatte, als Hofmeister in das Haus des Grafen von Lenz, der damals Gesandter von einem großen Hof war. Die Korrespondenz, welche der Gesandte zu führen hatte, war groß, und dieß veranlaßte, daß auch dem Hofmeister ein Theil derselben übertragen wurde. Dieser verrichtete seine Aufträge zur vollkommensten Zufriedenheit, und hatte Gelegenheit, seine Kenntniße in der englischen und italienischen Sprache zu erproben. Da der Gesandschaft-Secretär abgieng, so wurde Lilienstein vorgeschlagen und vom König bestätigt. Mehrere Geschäfte, die ihm an kleinen Höfen übertragen wurden, vollbrachte er so gut, daß er nach einigen Jahren selbst als Gesandter angestellt, in den Freyherrn-, und dann in den Grafenstand erhoben wurde. Diese Auszeichnungen, mit welchen ihn sein König ehrte, veränderten aber seine edeln Gesinnungen nicht.

Er blieb auf dem Wege der Rechtschaffenheit, und stets von allem Stolze entfernt. — Da er Feinde und Neider hatte, so zog er sich, als eine Veränderung in der Regierung eintrat, zurück, und lebte den Wissenschaften und seinen Kindern. Er hielt zwar diesen einen eigenen Lehrer, nahm aber auch selbsten durch seine vielmalige Gegenwart in den Lectionen an dem Unterricht, den seine Kinder erhielten, Theil, und besprach sich oft mit Herrn Schnepfer über die Erziehung derselben. Vorzüglich war ihm darum zu thun, daß seine Kinder von allem Uebermuthe, der so oft zu den gröbsten Ungerechtigkeiten veranlaßt, frey bleiben, und sich einer aufrichtigen Bescheidenheit mit einer herzlichen und gefälligen Menschenliebe befleißen sollten.

Neben vielen Regeln, die er ihnen in dieser Hinsicht vorschrieb, war auch die: Behandelt die Dienstboten billig und freundlich, und seyd nie zu herrisch gegen sie! Es war dem edeln Lilienstein unerträglich, wenn er in manchen Häusern bemerkte, wie

Vieles sich oft schon 8jährige Kinder gegen die Dienstboten herausnehmen, wie herrisch sie gegen dieselbe thun.

Am meisten ärgerte er sich darüber, wenn er in das Haus des Tuchfabrikanten Breitenholz kam. Da war ein 8jähriges Mädchen, welches ihre Magd so despotisch behandelte, daß dieselbe oft in laute Thränen ausbrach; — ja er sah einmal zu, wie das eigensinnige, auf das Geld ihres Vaters schon stolze Kind die 30jährige Magd schlug. Von der Zeit an ließ er keines seiner Kinder in das Haus von Breitenholz.

Der Herr Graf hatte es eingeführt, daß seine Kinder, wenn sie etwas von den Dienstboten nöthig hatten, nichts befehl- sondern alles nur bittweise verlangen durften. Durch diese Einrichtung ward so viel gewonnen, daß die Kinder des Grafen sich wohl hüteten, einem Dienstboten grob zu begegnen, und daß die Dienstboten alles, was diese Kinder wünschten, mit bereitwilliger Freundlichkeit thaten. In manchen Häusern war ein beständiger Wechsel der Bedienten

und Mägde, weil es oft der herrischen Kinder wegen vielen Verdruß gab; — in dem Graf Liliensteinischen Hause war der Wechsel selten, weil die Kinder so gutartig waren. Freylich gab der Herr Graf selbst ein gutes Beyspiel, da er mit seinen Dienstboten immer sehr mild umgieng.

Da ich nicht wissen kann, was aus meinen Kindern wird, was für Schicksale dieselben haben werden, so bitte ich Sie, lieber Freund, sprach Lilienstein zu Herrn Schnepfer, übersehen Sie es durchaus nicht, wenn eines derselben unbillig gegen einen Dienstboten ist, ungebürlich und zu viel von einem Dienstboten verlangt. — Herr Schnepfer war also dießfalls aufmerksam.

Dem 10jährigen Grafen Emil fiel es einmal ein, Johann, der, ermüdet von den Gartengeschäften, so eben in das Bedientenzimmer gekommen war, zu befehlen, er müße ihm sogleich die Kleider auf den morgenden Tag reinigen und auskehren. Johann entschuldigte sich mit seiner Müdigkeit und versicherte ihn, es

werde morgen zu rechter Zeit geschehen, ohne daß er im Ankleiden gehindert werden solle. Allein Emil bestund darauf, und trieb den matten Johann so weit, daß derselbe endlich aufstund, um den Willen des jungen Grafen zu erfüllen. In demselben Augenblick kam aber Herr Schnepfer und sah, daß Johann etwas verdrüßlich war. — Was ist das? — Der junge Herr verlangte, ich soll ihm die Kleider reinigen und doch bin ich so müde. — So, ey Emil, wie können Sie so unbillig seyn! Wissen Sie nicht, daß diß ganz gegen den Willen Ihres Herrn Vaters ist? — Wissen Sie was? — Johann, der vom Arbeiten so müd ist, kehrt Ihnen Ihr Kleid nicht aus, sondern Sie selbst, und das auf der Stelle. — Setz er sich hin, Johann, und ruhe er ungestört aus. Als Herr von Lilienstein dieß erfuhr, so billigte er nicht nur die Verfügung des Hofmeisters, sondern befahl noch seinem Sohn Emil, daß er dem alten und treuen Johann wegen der Unbilligkeit, die er sich gegen denselben erlaubt hatte, Abbitte thue.

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. G. Laminit.

Sie selbst kehren Ihr Kleid aus.

Den Sinn ihres edeln Vaters hatte die 12jährige Gräfin Laura aufgefaßt, und ihr ganzes Benehmen gegen die Dienstboten war deßwegen äusserst billig. Aus Mitleiden war die 16jährige, etwas schwächliche Tochter eines armen Landschullehrers in das gräfliche Haus aufgenommen und als Stubenmädchen angestellt worden. Alles wurde diesem Mädchen sauer, besonders anfangs, da sie zu Haus eine äusserst magere Kost gehabt hatte. Laura bemerkte dieß, und schonte sie daher auf alle Weise, ja sie that manches, was eigentlich das Stubenmädchen hätte thun sollen. — Die schonende Billigkeit der jungen Gräfin fühlte die schwächliche Dorothea und hieng mit ganzer Seele an derselben.

Die Behandlung einer ausgezeichneten Billigkeit wurde besonders der alten Kindsfrau Magdalene zu Theil. Diese war schon seit 24 Jahren im Hause. Sie, die vorher schon mehrere Jahre in andern Häusern gedient hatte, zählte bereits etlich und sechzig Jahre ihres mühevollen Lebens. Sie meinte es mit der ganzen Familie sehr gut,

aber sie hatte oft eben ihres Alters wegen ein ausserordentlich wunderliches Betragen. — Wollten die Kleinen ungehalten darauf werden, so sagte immer der junge Graf Adolph: Habt doch Geduld mit ihr! sie hatte ja auch mit uns Geduld; gebt ihr nach, ihr wißt ja, daß sie es im Grunde sehr gut meint. — Eine solche Vorstellung that denn wieder gut, besonders, weil die ganze Familie wußte, wie sehr die Eltern auf ein gefälliges und billiges Betragen gegen die alte Magdalene sahen.

Der Kutscher, welcher mehrere Jahre im Hause gedient hatte, wurde nach Hause berufen, um das Gut seiner alten Mutter zu besorgen; seine Stelle mußte also ersetzt werden. Er selbst empfahl hiezu einen Vetter, einen 20jährigen, wohlgewachsenen Bauerburschen. Als dieser Mensch kaum einige Tage im Hause war, kamen auch die Söhne des Barons Gegerfeld auf Besuch. Erschrocken lief der neue Kutscher im Hause herum, und wußte nicht recht, wie er gehen und stehen sollte — auch war seine

Sprache sehr breit, und die Art, wenn er etwas ausrichten sollte, oft ganz verkehrt. Darüber lachten nun die jungen Gegerfeld gewaltig. Einer unter denselben, der sich für besonders gescheidt hielt, machte sich mit allerley Spott an den neuen Kutscher, und brachte denselben in große Verlegenheit. Adolph Lilienstein hielt dieß nicht aus, sondern zog den Spötter auf die Seite, verwies ihm seine Unart, und zeigte ihm, wie unbillig es wäre, den jungen Menschen, der kaum vom Lande hereingekommen, und dort immer nur mit seines Gleichen umgegangen wäre, über sein ländliches Betragen, das nun einmal nicht anders seyn könne, zu häuseln. Gegerfeld wollte es für niedrig erklären, sich um einen so gemeinen Menschen, wie ein, in einem Kutscherkleid steckender Bauerbursche sey, etwas zu bekümmern. Allein Adolph hielt ihm entgegen: eben das sey niedrig, gemeine Leute, die sich nicht zu wehren verstünden, zu verspotten, und unbillig, sich über den Mangel an Lebensart, die sie nie hätten lernen können, lustig zu machen.

Da mehrere Dienstboten im Hause waren, so kam es natürlich öfters vor, daß einige, nicht blos kleine, sondern auch große Fehler machten. Erfuhr dieß die junge Gräfin Laura, so war sie immer so billig, daß sie diese Leute nicht nur bey ihren Geschwistern entschuldigte, sondern sie auch gewissermassen, wenn die Fehler aus einem Irrthum oder einer Schwachheit herzukommen schienen, bey ihren Eltern, die aber selbst sehr schonend waren, zu schützen suchte. In welch schönem Lichte stund da die billige, entschuldigende Laura, wenn man sie mit Ottilia Gegerfeld verglich? Diese wußte nichts Angelegentlicheres, als ihren Eltern nicht nur alle Fehler, welche bey den Bedienten und Mägden vorkamen, zu sagen, sondern dieselben sogar zu vergrößern, und immer hinzuzusetzen, das hat Johann, das Catharine, das Jakob mit allem Fleiß gethan. Diese ihre Handlungsart war freylich natürlich, da ihre gnädigen Eltern sehr mißtrauisch gegen Jedermann, stolz gegen geringe Leute, und hart in ihren Forderungen an die Pflichten

ihrer Untergebenen waren. Wie traurig ist es, solche Eltern zu haben!

So wenig es der Herr Graf gut hieß, wenn er hörte, daß seine Kinder die Gesellschaft der Bedienten lieben, und den bessern Cirkeln vorziehen wollten, so abgesagt war er jeder Unfreundlichkeit und Härte, die er bey andern Kindern, deren Eltern von vornehmer Abkunft waren, wahrnahm.

Bey Kindern, die sich an Freundlichkeit gegen die Dienstboten hatten gewöhnen lassen, war nie von Härte gegen dieselbe die Rede. Ihr Vater hatte sie frühe davor gewarnt, und ihnen gesagt, wie ungerecht es sey, hart gegen die Dienstboten zu seyn, da doch dieselben auch den nemlichen Gott zum Vater hätten, den sie und die Vornehmsten in dieser Welt, die Fürsten, zum Vater haben, und daß dieser Vater gar sehr darauf achte, wie man mit den dienenden Menschen, die auch seine Kinder seyen, umgehe, und diejenigen, welche hart gegen die Dienstboten seyen, empfindlich und auffallend strafe.

Um seinen Kindern die Pflicht, sich aller Härte gegen die Bedienten zu enthalten, recht ans Herz zu legen, erzählte ihnen der Herr Graf manchmal kleine Geschichten von solchen Edelleuten, die es zu spät bereuten, daß sie gegen ihre Bedienten so hart gewesen; so z. B. einmal, als es schien, es wollte in einem der jungen Grafen eine Härte gegen einen Bedienten sich festsetzen, folgendes:

Trauriges Schicksal des Barons Naille.

In der Provinz Languedoc gehörte unter die angesehensten Familien der Baron Naille. Jedermann, der in sein Haus Zutritt hatte, hielt sich für glücklich, denn man fand in demselben Alles, was den Sinnen angenehm seyn konnte, und wurde von dem Baron und dessen Familie mit der feinsten Artigkeit aufgenommen. Das Lob dieses Hauses, als eines sehr guten Hauses, war allgemein. In dieß Lob konnten aber die Bedienten nicht einstimmen, denn sie wurden

mit einer großen Härte und wahrer Tyranney behandelt. Die Revolution brach aus; Herr Baron von Naille bemerkte, daß auch seine Bedienten die Idee von Gleichheit und Freyheit aufgefaßt hatten. Er wollte diese Idee unterdrücken, und behandelte sie noch strenger, ja ließ zwey derselben, die mit ihren Gedanken von Gleichheit zu laut geworden waren, ins Gefängniß werfen. Kaum war dieß geschehen, so liefen zwey andere Bediente davon, holten aus der nächsten Stadt bewaffnete Patrioten, befreyten ihre Kameraden, und warfen den Baron in eben das Gefängniß, in das er sie so oft hatte werfen lassen, und liessen ihn dort hungern, wie er sie bey all dem Aufwand, den er sonst gemacht hatte, gar oft hungern ließ. Eben so hart, wie er, war auch sein Sohn Pierre, — der die Bedienten mit vielen Schimpfworten und Plackereyen mißhandelte. Diesen Menschen gaben sie dem Vater einige Tage zur Gesellschaft. Nach Verfluß derselben holte man beide aus dem Gefängniß, führte sie in die Zimmer, in welchen

sie so viele Ungerechtigkeiten begangen hatten, zurück, und ermordete dann beide auf eine schreckliche Weise.

Karl von Klagenfurts Härte gegen seine Bedienten.

Auf eine andere Art wurde der hartherzige Sohn eines deutschen Edelmannes für seine Unbarmherzigkeit gestraft. — Karl von Klagenfurt hatte keine größere Freude, als wenn er entweder selbst die Bedienten mißhandeln, oder durch allerley Verläumdungen bey seinen Eltern in Verdruß bringen konnte. — Besonders angenehm war es ihm, wenn er in einer strengen Kälte den Bedienten stundenweise mit dem Pferd, auf dem er reiten wollte, auf offener Strasse hinstellen konnte. Wenn er denn sah, daß ein solcher Mensch sich vor Kälte fast nimmer halten konnte, so hatte er seine wahre Freude darüber, und spottete noch des Zitternden, oder schimpfte,

wenn derselbe, der beynahe ganz starr in seinen Gliedern war, den Steigbiegel nicht fest genug hielt. So trieb er es, so lang er in seines Vaters Haus war, und so trieb er es fort, als er Offizier wurde. Als solcher hatte er gar vollends freye Gewalt, da die armen Soldaten, die er als Bediente brauchte, nichts gegen ihn klagen durften, weil sie sonst in die Gefahr gekommen wären, von ihm als Uebertreter der schuldigen Subordination angegeben, und einer empfindlichen Strafe überliefert zu werden. Seine Härte gegen die Untergebenen wuchs mit jedem Tage; auch in dem Feldzug, den er nun mitmachen mußte, ließ er nicht nach, dieselben zu plagen. Das Schicksal wollte, daß er gefangen wurde. Da war er nun anfänglich sehr niedergeschlagen. Doch faßte er sich wieder, als er sah, daß der Offizier, dem er übergeben ward, ein sehr artiger Mann sey. Er that aber wieder bald, wie er es sonst gewohnt war, und verfuhr in der Gefangenschaft gegen den mit ihm gefangenen Bedienten mit großer Härte.

Gerade hatte er denselben einmal mit Stockschlägen mißhandelt, als der Capitain, unter dem er stund, ins Zimmer trat. Dieser entsetzte sich über diese Behandlung eines freyen Menschen, erkundigte sich nach der Ursache, und fand, daß dieselbe ganz elend sey. Er ward äusserst unwillig über den harten Klagenfurt, und veränderte nun auch sein ganzes Betragen gegen denselben. Auf den ersten Märschen hatte der Gefangene fahren dürfen, nun mußte er, wie die gemeinsten Soldaten, nicht nur zu Fuß gehen, sondern auch sein Gepäck selbst tragen; denn der Capitain hatte den Bedienten von ihm getrennt. Klagenfurt seufzte, aber der Capitain, der den Bedienten nach dem Betragen seines Herrn ausgeforscht hatte, war unerbittlich. Eine strenge Kälte vermehrte das Beschwerliche des Marsches. Der harte Klagenfurt, der sich sehr zu schonen gewohnt gewesen war, konnte es nicht aushalten, erkrankte, ward in ein Lazareth geworfen, erfuhr dort alle Leiden, die darinn nicht selten sind, kam in die Hände

Gez: v. J. Voltz. Gest. v. J. G. Laminit.

Nun musste er zu Fuss gehen.

unbarmherziger Krankenwärter, bereute, aber zu spät, seine vormalige Härte, denn er fühlte wohl, daß ihn Gott deßwegen so heimsuche, und starb als ein elender Mensch.

Die Kinder des Herrn Grafen von Lilienstein entsetzten sich über das Wiedervergeltungs-Recht, das diese harten Menschen erfahren mußten. Man sah es ihnen an, mit welchem Abscheu sie jede Härte gegen Bediente ansehen, und wie ihre Seelen die Ungerechtigkeiten fliehen, womit manche Vornehmen ihre Untergebenen verfolgen. Der Herr Graf überließ sie diesen ihren Betrachtungen, die seiner Absicht nach schöne Früchte tragen, und ein edles Benehmen gegen Untergebene bey denselben hervorbringen sollten. Einige Tage nachher brachte er wieder das Gespräch auf die Schuldigkeit, billig gegen Untergebene zu seyn, und dieselbe ohne alle Härte zu behandeln, und versicherte, daß derjenige, der diese Pflicht ausübe, gewöhnlich selbst die größten Vortheile davon einerndten dürfe. Er berief sich auf sich selbst, und sagte ihnen,

er sey überzeugt, daß er darum eine so treue Dienerschaft, die sämmlich schon lange gern in seinem Hause sey, habe, weil er dieselbe mit Billigkeit behandle, und daß es eben für ihn und sie alle ein großer Nutzen sey, solche Diener zu haben, auf deren Anhänglichkeit und Liebe man sich verlassen könne.

Wie wichtig es oft sey, treue Diener zu haben, stellte er ihnen in folgender Geschichte dar:

Pawlizky's Menschlichkeit und Billigkeit.

Als ich, sagte er, auf meiner Reise auch nach Polen kam, und mich einige Zeit darinn aufhalten mußte, so kam ich mit mehrern angesehenen Familien des Polnischen Adels in eine genaue Bekanntschaft, besonders schätzte ich einen gewissen Herrn von Pawlizky. Ueberall fand ich die schreckendste Ungerechtigkeit gegen die Dienstboten, die in der That nur wie das

Vieh gehalten, und oft schlechter gehalten wurden, als das Vieh. Eine sklavische Unterthänigkeit schien diese Unglücklichen schon so weit erniedrigt zu haben, daß sie nicht einmal mehr zu ahnden schienen, sie hätten auf eine menschlichere Behandlung Ansprüche. Der Edelmann, der einem Bedienten 100 Stockschläge geben ließ, fand dieß so in der Ordnung, daß ihm kein Gedanke kam, er handle barbarisch. Beynahe war dießfalls überall ein gleicher Sinn. Es wunderte sich kein Edelmann, wenn er von dem andern hörte, daß ein Knecht unter den Schlägen beynahe gestorben sey. Es schalt auch nicht leicht einer den Andern hierüber. Nur wenige dachten anders und seufzten über die Barbarey, welche von Edelleuten, die sonst nicht ganz ohne Bildung waren, ausgeübt wurden. Unter den Wenigen, die sich mit dieser Barbarey nicht vertragen konnten, war auch Herr von Pawlizky, der in seinen frühern Jahren zu Leipzig und Göttingen studirt, und dort den deutschen Sinn der Rechtlichkeit und Billigkeit,

die sich auch auf geringe, dienende Menschen erstreckt, liebgewonnen und angenommen hatte. In seinem Hause war der Bediente als ein freyer Mensch, nicht als ein Sclave, noch weniger wie ein Vieh behandelt. Hierüber wurden ihm von andern Edelleuten viele Vorwürfe gemacht, und ihm die Schuld beygemessen, wenn man auch an andern Bedienten zuweilen einen freyen Sinn wahrnahm, der sich nicht so unbedingt den tollen Einfällen und der Qual der Herrschaft hingeben wollte. Allein Pawlizky ließ sich nicht irre machen, die Bedienten wurden ununterbrochen als Menschen behandelt, deren Rechte geachtet werden müßen. Nun brach die Revolution in Polen aus, wohin sich auch die französischen Grundsätze von Gleichheit und Freyheit verpflanzt hatten, und nun zeigte es sich, wie gut es für Pawlizky war, daß ihm seine Bedienten von jeher mehr als seine Hunde und Pferde galten. Viele der Edelleute hatten ein fürchterliches Schicksal, wurden von den Sklaven, die zwar die Tyranney, so lang sie

dieselbe nicht ändern konnten, geduldig trugen, aber immer mit tief verhaltenem Groll, zu Tode gepeitscht, oder mit Lanzen durchbohrt, oder nackt auf den gefrornen Flüßen herumgejagt, und dann ersäuft, oder wenn es noch gut gieng, von Haus und Hof verjagt. Pawlizky blieb ruhig unangefochten in seinem Schloße, denn seine ganze Dienerschaft liebte ihn. Es drang zwar auch einmal ein Haufe wilder, im Freyheits-Taumel rasender Bauern und Leibeigenen gegen sein Schloß heran, allein er litt nichts dadurch. Seine Dienerschaft griff zu den Waffen, um ihres Herrn Leben und Eigenthum zu vertheidigen, und stritt aufs Tapferste. Zwar blieb einer von den treuen Dienern auf dem Platze, allein dieß schreckte die Andern nicht ab, ihre dankbare Liebe zu ihrem Herrn durch standhafte Gegenwehr zu beweisen. Herrlich belohnt wurde also dem edeln und billigen Pawlizky sein treflicher Sinn, mit dem er sich von vielen gewaltthätigen Bewohnern der andern adelichen Schlößer in Polen unterschied.

Dankbarkeit Ein Jugendschriftchen

Memmingen [ca. 1820]

Paed.pr. 720
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759525-3